

ENTRANCE

Hinter der Mauer

Tagebuch aus Bethlehem
von Andreas Grüneisen





Herausgeber:

Berliner Missionswerk

der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-
schlesische Oberlausitz und der Evangelischen
Landeskirche Anhalts

Georgenkirchstraße 70; 10249 Berlin

Telefon: (030) 243 44–123

bmw@berliner-missionswerk.de

Redaktion:

Dr. Almut Nothnagle (verantwortlich),

Jürgen Hahn, Henrik Weinhold

Der veröffentlichte Text gibt nicht unbedingt die Meinung
der Redaktion und des Herausgebers wieder.

Layout: Jana Müller-Heuser, jmh-design.de

Bildnachweis: delayed gratification (Titelbild, cc/by-nc-
sa), J. Bostrom u. M. Pinch (S. 43), O. D. Svanholm (S. 13,
S. 14 o., 15), michael (S. 46 l., cc/by-nc-sa), The Pres-
byterian Church in Canada (S. 47), Andreas Grüneisen
(alle weiteren Aufnahmen)

Möchten Sie das EAPPI-Programm beim Berliner Missionswerk unterstützen?

Das Berliner Missionswerk gehört zu den drei deutschen Entsende-Organisationen des EAPPI-Programmes. Bisher konnten 17 Freiwillige über das Berliner Missionswerk Ihren Beitrag zur Friedensarbeit in Palästina und Israel leisten. Mit Ihrer Spende unterstützen Sie uns bei der Aussendung von Freiwilligen und bei der Öffentlichkeitsarbeit, wie z. B. der Herausgabe der vorliegenden Publikation.

Spendenkonto des Jerusalemvereins
im Berliner Missionswerk 777 820 |
BLZ 210 602 37 | EDG Kiel | Projektnr. 4614

Dunkelheit kann die Dunkelheit nicht vertreiben; nur das Licht vermag dies. Hass kann den Hass nicht besiegen; nur die Liebe kann dies. Mit diesem Zitat Martin Luther Kings beschreibt der Verfasser dieses Bethlehem-Tagebuchs die Problematik des Israel-Palästina-Konflikts, die er als Teilnehmer des Ökumenischen Begleitprogramms des Weltrats der Kirchen (EAPPI) drei Monate lang erlebt hat.

Was bringt einen Berliner Arzt kurz nach dem Eintritt in den Ruhestand dazu, den Kittel an den Nagel zu hängen und die Weste mit dem Symbol des ökumenischen Beobachters anzuziehen? Fast scheint es so, als ob Andreas Grüneisen mit dem scharfen beobachtenden Blick, mit dem er als Arzt Diagnosen stellte, nun den Nahostkonflikt und das, was er bei den Betroffenen auf beiden Seiten auslöst, beschreibt. Doch er tut dies nicht aus der Perspektive eines distanzierten Beobachters, sondern als Mensch, der das Unrecht mit erleidet und beim Namen nennt. Ob bei der Beschreibung des Schicksals einer Jerusalemer Familie, die Opfer der systematischen alltäglichen Hauszerstörung wird, oder bei dem alltäglichen Drama, das sich jeden Morgen am Checkpoint Bethlehem abspielt. Niemals gibt sich Andreas Grüneisen der Illusion hin, etwas an der gewaltgeprägten Situation zum Guten zu verändern. Präsenz zeigen bedeutet nicht, den Nahost-Konflikt zu lösen, sondern den Menschen nahe zu sein, die unter der Besatzungssituation leiden. Dass dies möglich ist, zeigt die Äußerung einer Blumenverkäuferin, die zu dem Autoren sagt: „Wenn ihr da seid, ist es nicht so schlimm.“

Grüneisen bezieht dies nicht nur als Trost und Ermutigung auf sich persönlich, sondern auch auf die Initiativen, die sich in Israel und Palästina für Menschenrechte und Versöhnung einsetzen. Darunter sind auf israelischer Seite das Komitee gegen Hauszerstörung, die mutigen Frauen von MACHSOM Watch, aber auch die Gruppe „Die andere Stimme“ in Sderot, eine in der Nähe des Gazastreifens von Kassam-Raketen bedrohte Ortschaft. Auf palästinensischer Seite stellt der Autor das LAJEE-Center im Aida-Camp vor, das sich um traumatisierte Kinder und Jugendliche kümmert, die Begegnungsstätte „Zelt der Völker“ und das Alternative Informationszentrum Bethlehem. Besonders beeindruckend ist aber eine israelisch-palästinensische Organisation: die Gruppe der traumatisierten Eltern – die einzige Friedensorganisation, die keine neuen Mitglieder haben möchte.

Das Berliner Missionswerk gehört seit Beginn des EAPPI vor acht Jahren zu den drei deutschen Entsende-Organisationen. Bisher nahmen 17 Freiwillige über das Berliner Missionswerk an dem Programm teil. Dr. Andreas Grüneisen hat dieses Engagement in besonders eindringlicher Weise beschrieben. Wir wünschen seinem Augenzeugenbericht viele interessierte Leserinnen und Leser.

Berlin, im Juni 2010

Dr. Almut Nothnagle
Nahostreferentin im Berliner Missionswerk



Hinter der Mauer

Tagebuch aus Bethlehem von Andreas Grüneisen



Vom 18. Oktober 2009 bis 16. Januar 2010 war ich als Teilnehmer des EAPPI-Programms (Ecumenical Accompaniment Program for Palestine and Israel) des Weltrates der Kirchen in der Westbank. Ich habe in Bethlehem gewohnt und gearbeitet, bin aber auch in anderen Orten Palästinas und Israels gewesen, habe mit vielen Menschen gesprochen und viel von der Realität in diesem geschundenen Land erfahren. Regelmäßig einmal in der Woche habe ich einen Brief an Freunde und Bekannte geschrieben und darin von meinen Erlebnissen berichtet. Diese Briefe habe ich gesammelt und habe sie mit nur kleinen redaktionellen Änderungen zu diesem kleinen Heft zusammengefasst. Sie sollen Einblicke geben in die Problematik des Konfliktes, der seit 1948 dieses Land nicht zur Ruhe kommen lässt. Ich bin nach den drei Monaten an vielen Erfahrungen, aber nicht an Ideen zur Lösung des Konfliktes reicher nach Deutschland zurückgekehrt. Die Situation erscheint ausweglos und Veränderungen in den letzten Jahren sind in der Regel Verschlechterungen gewesen. Und doch haben mich der Mut, die Ausdauer und die Hoffnung vieler meiner Gesprächspartner auf beiden Seiten der Mauer beeindruckt, die unbeirrbar daran festhalten, dass eine gerechte Friedenslösung möglich ist, und dafür arbeiten. Ihnen sind meine Berichte gewidmet.



25. Oktober 2009

Liebe Freundinnen und Freunde –

dies ist mein erster Bericht aus der Westbank – auch wenn ich im Moment in Jerusalem bin wo wir noch Vorbereitungsstage haben. An meinem zukünftigen „Arbeitsplatz“ in Bethlehem bin ich bisher drei Tage gewesen und von der Vorgängergruppe eingeführt worden. Was mich am meisten beeindruckt: Man kann hier als Ausländer völlig ungestört leben und herumreisen ohne auch nur den leisesten Schimmer von dem zu bekommen, was hier wirklich vorgeht. Ja, gut, die Mauer ist da, das hat man vorher schon gewusst, auch die Kontrollen muss man durchlaufen, aber ist das nicht heute überall so – auf Flughäfen und wo auch immer, wenn man weiß, dass es Terroristen gibt? Ich fühle mich in Bethlehem völlig sicher und frei.

Besuch in Yanoun

Aber dann erzählt das Team, das in Yanoun, einem kleinen Dorf im Norden, stationiert ist, was ihnen bei einem Nachmittags-Spaziergang mit den Kindern des Dorfes passiert ist: Das Dorf ist von drei Seiten her von Siedlungen von äußerst aggressiven Siedlern umgeben; vor 10 Jahren haben die Siedler an einem Sabbat das Dorf aufgesucht und den Bewohnern mitgeteilt,

wenn sie am nächsten Sabbat wiederkommen und es ist noch ein einziger Dorfbewohner da, werden sie ihn umbringen. Die Leute sind natürlich geflohen und haben israelische und internationale Friedensgruppen informiert, die daraufhin das Dorf besetzten. Als die Siedler wiederkamen, war es voller „Internationals“ – es passierte nichts. Seitdem ist immer internationale Präsenz in dem Dorf – z.B. von uns. Als nun die Kinder durch das Dorf liefen mit unseren Begleitern, blieben sie plötzlich stehen und weigerten sich weiterzugehen. Von diesem Punkt an waren sie nämlich im Blickfeld der nächstgelegenen Siedlung und den Steinwürfen ausgeliefert. Das erinnert an die Sagen von den Tieren, die im Nebel sich weigern weiterzugehen, weil sie Gefahr wittern, während die Menschen noch nichts ahnen ...

Tent of Nations

Von Bethlehem aus haben wir einen Besuch im „Tent of nations“ gemacht. Das ist der Besitz einer Familie, die einen Hügel bewohnt, der umgeben ist von Siedlungen und die seit über 10 Jahren erfolgreich prozessieren gegen die Absicht der Siedler, ihr Land zu enteignen. Sie dürfen aber nicht auf ihrem Land bauen, also haben sie Höhlen in den Fels geschlagen, so wie schon ihr Großvater gelebt hat, der vor 90



Die Zufahrt zum „Tent of Nations“ wurde durch große Betonblöcke versperrt.

Jahren aus der Türkei hierhergekommen ist. Sie haben, und das ist eine große Ausnahme, Besitztitel und Urkunden über ihren Landbesitz noch aus ottomanischer Zeit. Die israelischen Behörden machen ihnen das Leben so schwer

gebaut. Freiwillige aus vielen Ländern kommen zum Helfen. Im Moment sind Schweden und Deutsche zu sehen. Besuchergruppen werden herumgeführt. Der Besitzer und sein Bruder sind sehr eindrucksvoll in ihrer Haltung, wie sie sich dagegen wehren, im Freund-Feind-Schema zu erstarren, obwohl die Siedler sie heftig bedrängen.



„Wir weigern uns, Feinde zu sein.“

wie möglich: Sie leben in Area C, der Zone, in der ausschließlich das israelische Militär die Anordnungshoheit hat. Sie haben keinen Wasseranschluss: verboten! – also haben sie Zisternen gegraben. Sie haben keinen Strom: verboten! – also haben sie eine Solaranlage

Ihre Zufahrtstraße ist durch große Betonblöcke versperrt. Überall in der Umgebung werden die schmucken Häuser der Siedler gebaut, man kann von hier oben hervorragend das kleine palästinensische Dorf Nahalin sehen, in dem es keinerlei Baugenehmigungen gibt, und daneben die wirklich riesige Siedlung Beitar Illit. Am Eingang zu ihrem Besitz steht eine Steintafel, auf der in Deutsch, englisch und arabisch steht: „we refuse to be enemies“. Eine Aufschrift in Hebräisch wird gerade erstellt.

Bethlehem Checkpoint

Erster Einsatz am Checkpoint 300 (Gilo), also dem Checkpoint, der Bethlehem von Jerusalem trennt. Als wir um 4:30 Uhr dort ankommen, steht da schon eine große Menge Menschen in der Schlange. Sie müssen einen langen Gang hinaufgehen, der wie ein Käfig von beiden Seiten und von oben mit Metallgittern oder Draht

verschlossen ist, den ganzen Berg hinauf zum Kontrollpunkt. Da stehen jetzt schon mehr als 600 Menschen, teilweise seit 2 Stunden. Es ist Gebetszeit, so knien viele, soweit sie können; manche haben auf Pappdeckeln geschlafen. Sie müssen rechtzeitig zur Arbeit kommen, um ihren Arbeitsplatz nicht zu verlieren; und da niemals abzusehen ist, wie schnell sie durch den Kontrollpunkt kommen, sind sie früh da. Wir gehen die „humanitarian lane“ hinauf, die eigentlich rund um die Uhr offen sein muss – das erste Drehkreuz ist aber geschlossen, die Menschen quetschen sich durch einen kleinen Schlitz, den das Kreuz freimacht, wenn man es geschickt anstellt, nur um gleich danach vor dem nächsten Drehkreuz zu stehen, dies aber ist nicht passierbar. Dieser Weg ist nur für Leute gedacht, die krank sind, Touristen, Frauen, Alte oder Menschen, die sonstige Ausnahmegenehmigungen haben. Viele andere versuchen dennoch, auf diesem Weg durchzurutschen: falls der Soldat am 2. Drehkreuz nicht aufpasst, kann man hier entweder früher oder zumindest ohne lange Wartezeit in den Kontrollpunkt hinein. Das klappt heute aber gar nicht. So müssen sie wieder zurück und sich in der großen Schlange einreihen, was niemand gern tut. Einige Junge klettern über den Zaun und quetschen sich durch ein Loch in dem Deckengitter, um an den Anfang der Schlange zu kommen, was großes Gedränge und Wutschreie auslöst und die Schlange noch enger macht. Einer verletzt sich dabei die Hand. Um 5 Uhr – heute pünktlich – öffnet das Drehkreuz für die erste Gruppe von ca. 150 Menschen. Die „humanitäre“ Lane funktioniert immer noch nicht richtig. Es geht nun in stockenden Gruppen vorwärts; die Menschen quetschen sich zu zweit, zu dritt, zu viert ins Drehkreuz, um ja schnell durchzukommen, damit sie möglichst pünktlich bei der Arbeit sind. Für die Jüngelchen hinter den Kontrollschranken, die jungen Soldaten, erscheint das natürlich so, „wie man es von den Arabern nicht anders erwartet“: Sie sind halt undiszipliniert, wie Tiere, wie Kinder – einfach minderwertig. Die humanitäre Lane ist nun weiter geschlossen

– aus disziplinarischen Gründen wie es scheint, weil viele Menschen hier stehen, die nicht die richtige Erlaubnis („permit“) haben, da lässt man die Anderen dann eben auch nicht durch. Auffällig ist, dass die Palästinenser die Frauen immer vorlassen trotz all der Hektik, die entstanden ist.

Im Labyrinth der Kontrollen

Schließlich quetschen mein Kollege und ich uns durch bis zum Drehkreuz und das klappt auch, denn die Palästinenser hoffen, wenn die „Internationals“ kommen, werden die Soldaten das Tor schon öffnen. Jetzt geht es über einen großen Hof, die Arbeiter rennen bis zum nächsten Kontrollpunkt, der ist ein Metalldetektor, vorher wieder ein Drehkreuz. Kontrolleure sind nicht



Am Checkpoint: Langes Warten, scharfe Kontrollen

zu sehen, Kameras aber schon. Der Detektor piept permanent. Wir gehen einfach durch, trotz Piepens – niemand stoppt uns (also muss uns doch jemand beobachten). Aber das sollte ein Palästinenser tun! Also Gürtel ab, Stiefel aus usw. man kennt das. Dann die nächste Barriere, wieder ein Drehkreuz; und nun die eigentliche Kontrolle: Permit, Magnetkarte, Fingerabdruck. Wenn der Fingerabdruck nicht stimmt: zurück nach Bethlehem. Immer wieder werden Handarbeiter abgewiesen, weil sich durch die Arbeit ihre Fingerabdrücke verändert haben und der

Computer sie nicht mehr erkennt. Pech gehabt, neuen Fingerabdruck machen lassen. Ob dann der Arbeitsplatz noch vorhanden ist? Wer weiß. Oben über unseren Köpfen ist ein Laufsteg, auf dem immer wieder irgendjemand patrouilliert – ein Security-Mann oder ein Polizist. Im ganzen Kontrollpunkt ist ein unbeschreiblicher Lärm, der je nach Situation an- oder abschwilt. Der ganze Ort „atmet“ Stress.

Man muss sich vor Augen führen, dass keineswegs jeder Palästinenser überhaupt ein Permit hat: 180 000 Menschen in der Westbank stehen auf der schwarzen Liste und haben keinerlei Möglichkeit in Israel zu arbeiten. Begründungen werden den Menschen nicht mitgeteilt. Die israelische Menschenrechtsorganisation machsom watch (Mauer-Beobachtung), in der ältere Damen organisiert sind und die eine hervorragende Arbeit machen, hat in den Fällen, in denen sie mit Hilfe von Rechtsanwältinnen die „Berichtigung“ des Verbots überprüft hat, in fast 40% eine Streichung aus der Liste erreichen können – auch hier ohne jede Begründung. Aber welcher arbeitslose Palästinenser kann sich schon einen israelischen Anwalt leisten?

1. November 2009

Warten am Checkpoint

Wir sind nun schon zwei Wochen im Land, aber Routine ist das, was wir hier tun noch lange nicht. Heute Morgen waren wir zum zweiten Mal an „unserem“ Checkpoint – ich habe ja schon beschrieben, wie es da zugeht. Nun waren heute allerdings 500 Menschen mehr da als letzte Woche, insgesamt 2600, und es dauerte 3 ½ Stunden, bis die Schlange „abgearbeitet“ war, d.h. für die meisten der Wartenden mehr als 3 Stunden stehen, drängeln, schimpfen. Wenn der erste Kontrollpunkt langsam arbeitet, also das Drehkreuz verschlossen ist, oder auch mal verklemmt, stauen sich die Menschen dort und es entsteht ein bedrohliches und Angst einflößendes Gedränge; geht es dort aber mal

schneller, staut sich die Menge am Metalldetektor. Der Lärm und das Gedränge ist auch von unserer Beobachterposition nicht gut zu ertragen, ich merke, wie verspannt ich werde mit den vergehenden Stunden. Für die Palästinenser ist das das „tägliche Brot“!

Kindergarteneröffnung in Jubbet adh Dhib

Um 10 Uhr sind wir eingeladen zu einem Besuch in Jubbet adh Dhib, einem kleinen Dorf am Hang des Herodions. Dahin führt keine Straße, sondern nur ein extrem steiniger Sandweg, den unser Taxi nur mit Mühe bewältigt. In dem Dorf waren wir letzte Woche schon einmal. Schaut man auf die Landkarte, so kann man sich die Situation hier sehr gut vorstellen: Das Dorf ist umgeben von 3 Siedlungen und die Siedler wollen die Dörfler unbedingt loswerden. Es liegt traumhaft am Hang und man kann bis hinüber in die jordanischen Berge sehen. Herodion – eine alte Festung aus Herodes' Zeit – soll zu einem Touristenzentrum entwickelt werden, deshalb soll das Dorf weg. Im Dorf gibt es keine Elektrizität, die Bewohner hatten mit einem Ingenieur ein Projekt für eine Solaranlage entwickelt, das von der UNO und dem internationalen Roten Kreuz unterstützt wurde; die israelischen Behörden haben das verboten: die Masten für die Kollektoren sind eine Baumaßnahme – Bauen ist in „Zone C“ (also dort, wo die israelische Armee die alleinige Verfügungsgewalt hat) für Palästinenser verboten. Also müssen die Frauen ihre Wäsche weiter mit der Hand waschen. Die Kinder gehen in die Schule im Nachbarort – 3 km entfernt; einen Kindergarten hätten sie auch gern gebaut – verboten: Jetzt haben sie sich entschlossen, den Kindergarten in einem bereits bestehenden Haus einzurichten; dafür musste die Mutter des Bürgermeisters ausziehen. Heute wird der Kindergarten eingeweiht – und wir sind die einzigen Gäste! Einer von unserer Gruppe hat die große Ehre, das Band, das sie vor das Haus gespannt haben, zu zerschneiden! Sie sind so stolz, dass sie etwas Positives in Gang gebracht haben und wir sind ganz gerührt. Wir verabschieden uns mit dem



Das von Siedlungen eingekeilte Dorf Jubbet adh Dhib hat einen Kindergarten eingerichtet.

Versprechen, wiederzukommen, – nach dem Checkpoint-Erlebnis von heute Morgen war das richtig schön im Dorf.

Israelische Soldaten brechen Schweigen

Nachtragen muss ich einen Besuch, den wir in Jerusalem von einem Mitglied von „breaking the silence“ bekamen. Das ist eine Organisation von ehemaligen Soldaten, die über ihre Erfahrungen während ihres Militärdienstes in der Westbank berichten. Was für mich wichtig und neu ist: Das Militär, das ja seit 1967 die Verantwortung für praktisch alles in der Westbank hat, ist „per Arbeitsteilung“ verantwortlich für Schutz der Siedler und Taten der Palästinenser, während für Taten der Siedler und den Schutz der Palästinenser die Polizei verantwortlich ist. Also, wenn ein Siedler einen Palästinenser schlägt, schreitet das immer anwesende Militär niemals ein, sondern ruft die Polizei, die irgendwann erscheint, wenn alles vorbei ist. Attackiert aber ein Palästinenser einen Siedler, so ist das Militär sofort zur Stelle und geht gegen den Palästinenser vor. Das bedeutet, dass für die Einheimischen immer klar ist: Das Militär schützt die Siedler – egal was sie tun – und nicht die Palästinenser!

Das Militär hat neben dem Schutz der Siedler eine wesentliche Aufgabe: Präsenz zeigen und zeigen, wer „Herr im Hause“ ist. Das geschieht auf verschiedene Weise:

- Das Militär besetzt ein Haus und erklärt es zum militärischen Stützpunkt für ein bis zwei Wochen, die Einwohner müssen ausziehen; danach zieht das Militär wieder ab.
- Gebiete werden zum militärischen Sperrgebiet erklärt. Das passiert regelmäßig zu den jüdischen Feiertagen, aber auch sonst häufig.
- Ausgangssperren werden erklärt, mit oder ohne Begründung.
- Häuser werden durchsucht, die Menschen und die Räume registriert. Dabei werden grundsätzlich bewusst Häuser von unbeteiligten Zivilisten ausgesucht, denn bei Terrorismusverdacht würde das Militär ganz anders vorgehen, es geht lediglich um „Präsenz“.
- Jede Nacht werden 9-10 Palästinenser in der Westbank verhaftet, ohne Begründung, meist am nächsten Tag wieder entlassen, ausschließlich aus Gründen der Einschüchterung.

Das alles ist also kein Zufall, keine Reaktion auf irgendwelche Aktionen der Palästinenser, sondern – ich wiederhole es, weil ich mir das

wirklich nicht habe träumen lassen – lediglich Zeichen der „Präsenz“ vor Ort. Wir haben ja zu Hause oft in der Zeitung gelesen, dass das Militär irgendwo in der Westbank einen Ort besetzt hat, eine Ausgangssperre verhängt, Menschen verhaftet, ein Haus räumt: Ich habe, ohne es wirklich zu durchdenken, immer den Eindruck gehabt: Das ist eine Reaktion auf irgend einen Gewaltakt von „ Hamas oder anderen Gewalttätern“ – vielleicht eine Überreaktion, aber doch irgendwie begründet. Und nun muss ich von Israelis erfahren, dass das Konzept ein völlig anderes ist: Es geht um Kontrolle und Einschüchterung, um Allgegenwart und Vermittlung von Ohnmachtsgefühlen.

Demonstrationen gegen den Mauerbau

Am Freitag waren wir zum ersten Mal bei der Demo gegen die Mauer in Al Masara. In diesem Ort ist die Mauer noch nicht gebaut, aber der Verlauf bereits festgelegt. Jeden Freitag protestiert die örtliche Bevölkerung dagegen. Nach-



Gewaltloser Widerstand bei Wind und Wetter

dem es im Frühjahr zu Zwischenfällen gekommen ist, sperrt die Armee das Gelände schon im Vorfeld. Als wir ankommen, steht da bereits ein Auto mit vier israelischen Aktivisten, die uns erfreut begrüßen. Die Straße ist mit Stacheldraht durch die Armee gesperrt und ungefähr 10 Soldaten stehen dahinter, die MP in der Hand. Aus dem Dorf kommt der Zug der Demonstranten,



Soldaten dürfen nicht mit Demonstranten sprechen.

ein nicht sehr großes Häuflein und im selben Moment fängt es heftig an zu regnen – vorher haben wir die Wolken schon das Tal hinaufkriechen sehen.

Unter den Einheimischen sehe ich nur eine Frau, die übrigen sind Männer, überwiegend junge, mit großen palästinensischen Fahnen in der Hand. Sie skandieren „free palestine“ und andere – arabische – Slogans, die wir nicht verstehen. Es gießt in Strömen, zwischendurch Blitze und Donner. Kleine Jungen versuchen, den Stacheldraht mit Hilfe von zerrissenen Plastiktüten, die sich darin verfangen, wegzuziehen. Die Soldaten treten mit einem Fuß auf den Draht, um eben dies zu verhindern. Die Stimmung ist nicht sehr aggressiv. Einzelne Demonstranten, überwiegend „Internationals“, versuchen mit den Soldaten ins Gespräch zu kommen, was aber vom Offizier verhindert wird: keine Gespräche, bedeutet er den jungen Soldaten und so steht man sich stumm gegenüber. Die Palästinenser rufen immer wieder Slogans, eine kurze Rede auf Englisch wird gehalten, die ich kaum verstehe, da ich mit vielen anderen Schutz unter einem kleinen Vordach gesucht habe gegen den strömenden Regen. Dann ist die Demo zu Ende und alle gehen zurück. Der israelische junge Mann bedeutet mir, dass er aus Tel Aviv kommt und jeden Freitag da ist – so wird man sich öfter hier sehen. Wir

fahren im Taxi nach Hause und wärmen uns erst einmal auf.

Und dann steht da am Himmel plötzlich ein großer Regenbogen – der ist doch eigentlich Zeichen für einen Friedensbund?!

8. November 2009

Stadtrundfahrt gegen „Hauszerstörung“

Wir machen eine Stadtrundfahrt mit ICAHD, einer israelischen Organisation, die sich gegen die Haus-Zerstörungen durch die Israelischen Behörden wendet. Es gibt ca. 20 000 „demolition orders“ allein in Jerusalem. Das ist eine perfide Strategie, mit der Palästinenser unter ständiger Anspannung gehalten werden. Sie bekommen grundsätzlich keine Baugenehmigung in Jerusalem mit der Begründung, es gebe keinen Stadtentwicklungsplan – also sind alle Bauten durch Palästinenser illegal; daraufhin haben die Bewohner mit der Hilfe von Stadtentwicklungs-Experten einen eigenen Plan aufgestellt, der jedoch von den Behörden nicht anerkannt wurde. So sind sie gezwungen, wenn sie Kinder bekommen oder sich aus anderen Gründen vergrößern wollen, entweder in die Westbank abzuwandern, was der eigentliche Zweck der israelischen Strategie ist, oder ohne Genehmigung zu bauen. Alle diese Häuser bekommen dann eine Abriss-Ankündigung. Durchgeführt wurde eine solche Aktion jedoch nur in 100-200 Fällen pro Jahr und dies sowohl völlig überraschend als auch örtlich völlig unvorhersehbar. Das bedeutet, dass die Männer morgens zur Arbeit gehen, die Kinder in die Schule – und wenn sie mittags nach Hause kommen, ist das Haus möglicherweise nicht mehr vorhanden. Und mit dieser Bedrohung leben sie über Jahre. Zusätzlich müssen sie jährliche hohe Strafgebühren zahlen und wenn der Abriss dann stattfindet, müssen sie ihn auch noch selbst bezahlen.

Gleichzeitig schießt in dem vom amerikanischen Millionär Moshkowitz aufgekauften Gebiet Ost-

jerusalems ein Haus nach dem anderen in die Höhe – in Rekordzeit, denn es besteht eine gewisse Furcht, es würden etwa doch noch Verhandlungen in Gang kommen über den Status Jerusalems – da muss man schnell vollendete Tatsachen schaffen. Selbst ein von israelischem Gericht als illegal beurteiltes Siedler-Haus wird von der Stadtverwaltung nicht geräumt ...

Das Ziel der Veränderung der Jerusalemer Landkarte ist: möglichst viel Land, möglichst wenig Menschen. So wurde der Stadtbereich Jerusalems willkürlich ausgedehnt, um möglichst viele unbewohnte Flächen „einzugemeinden“: die Stadt reicht jetzt bis knapp an den Rand von Ramallah und Bethlehem – und überall werden Siedlungen gebaut, in der Hoffnung, trotz der höheren Geburtenrate der Palästinenser dennoch die Bevölkerungsmehrheit zu bekommen. Die Mauer, die ja angeblich die Israelis vor den Palästinensern schützen soll, geht in Wirklichkeit häufig mitten durch palästinensisches Gebiet, trennt also z. B. Abu Dis, den palästinensischen Ort am Rand von Jerusalem, in zwei Teile, sodass die Menschen nur mit großer Mühe (und nur zu Fuß) von einem Teil ihres Ortes in den anderen gelangen können. Man kann sich gar nicht vorstellen, dass da wo jetzt die Mauer steht, noch vor wenigen Jahren Stadtzentrum mit pulsierendem Leben war.



Zentrum von Abu Dis

Leben auf der Straße

Zum Schluss fahren wir an einem Haus vorbei, das kürzlich „umgewidmet“ wurde. In diesem Stadtteil haben findige Siedler herausgefunden, vor 1948 hätten in bestimmten Häusern Juden gelebt. Betroffen sind 28 palästinensische Familien. In zwei Fällen haben die Siedler bereits vor Gericht gesiegt und die Häuser wurden geräumt, das letzte vor 2 Wochen. Seitdem wohnt die palästinensische Familie auf der Straße vor dem Haus, das sofort von Siedlern bezogen wurde. Eine Leine voll israelischer Fähnchen zieht sich über das gesamte Dach. Für ein drittes Haus war gestern Gerichtstermin. Er endete mit Vertagung und der Aufforderung an die Palästinenser, mehr Unterlagen beizubringen. So dürfen sie zumindest noch 3 Monate in ihrem Haus wohnen bleiben – aber am Ende, das ist abzusehen, werden sie verlieren. Wenn man dann daran denkt, dass das Recht auf Rückkehr, das die palästinensischen Flüchtlinge für ihren Besitz aus der Zeit vor 1948 z. B. in Jaffa und Akko für sich beanspruchen, natürlich vor Gericht keinerlei Anerkennung findet ...

Unser Jerusalemer Team ist regelmäßig am Ort, denn hier gibt es fast täglich Zwischenfälle mit Siedlern und Polizei.

Informationszentrum in Beit Sahour

Besuch im „Alternativen Informations-Center“ in Beit Sahour, einem Nachbarort von Bethlehem – das ist ein Treffpunkt für Leute, die sich für die palästinensische Sache engagieren, eine Reihe Ausländer, aber auch Einheimische, meist junge Leute. Der Empfang ist freundlich. Für 20 Uhr ist ein Vortrag eines Mannes aus Silwan angekündigt, einem Viertel von Ost-Jerusalem, das nach Vorstellung der Israelis umgewandelt werden soll in ein Parkgelände – damit man die Araber loswird, die dort leben, viele seit mehreren Generationen. Das geht am besten über Stadtplanung: Es ist ihnen, wie schon gesagt, verboten zu bauen – also auch keine Schule, bei einem Anteil von Menschen unter 20 Jahren von 75%. 2008 haben 9000 palästinensische

Kinder keinen Schulplatz bekommen wegen des Klassenraum Mangels. Ein Einwohner hat sein Haus an einen Israeli verkauft, nachdem er eine Abriss-Mitteilung bekommen hatte – und siehe da: Binnen kürzester Zeit wurde der Abriss-Beschluss aufgehoben; auch dies ein Hinweis auf die Absicht, die hinter diesen Aktionen steckt.

Was diese Abrissorder auch psychologisch für die Menschen bedeutet, zeigt die Geschichte einer Familie, deren 7-jähriger Sohn plötzlich in der Schule in seinen Leistungen absackte; als der Lehrer daraufhin die Eltern besuchte und mit ihnen sprach, stellte sich heraus, dass der Junge in seiner Schultasche keine Schulbücher sondern seine Spielsachen spazieren trug. Der Grund war einfach zu finden: Die Abrisse erfolgen ohne Vorwarnung irgendwann während des Tages, der Junge hatte ein Gespräch seiner Eltern über die Situation belauscht und trug seitdem seine Spielsachen mit sich, um nicht alles zu verlieren, wenn er nach Hause käme und das Haus wäre nicht mehr da.

Als Deutscher in Palästina

Die Bereitschaft, auf Verhandlungen mit den Israelis zu setzen, die in den letzten Jahren noch relativ groß war, ist in diesem Viertel jedenfalls auf den Nullpunkt gesunken, so schließt der Referent seinen Vortrag. Er befürchtet als Folge eine zunehmende Gewaltbereitschaft in der jungen Generation. Und das bringt mich an den Anfang dieser Veranstaltung zurück – da hatte nämlich mein Sitznachbar, nachdem er erfahren hatte, dass ich aus Deutschland komme, mich nach meiner Meinung zu Adolf Hitler gefragt. Er sei überzeugt, dass dieser Mann ganz wesentlich die „unmenschlichen“ Friedensbedingungen des ersten Weltkrieges für Deutschland beseitigt habe und, wenn er wohl auch „schlechte Dinge“ gemacht habe, so doch dafür gesorgt habe, dass Deutschland in der Welt wieder eine Rolle spielen konnte. Ich erzähle ihm, dass die Nazis die Demokratie in Deutschland abgeschafft, den zweiten Weltkrieg verursacht



Warteschlange am Checkpoint vor Sonnenaufgang

und Millionen Juden und andere Menschen umgebracht haben und dass, wenn er heute nach Deutschland käme, ihn die Nachfolger der Nazis verfolgen würden als Ausländer allein wegen seiner Hautfarbe. Er war ganz erstaunt und bedankte sich überschwänglich „für die Information“ – ich habe ihm ganz neue Gesichtspunkte vermittelt – na, hoffentlich! Aber wie soll in solcher Situation der Gedanke der Gewaltfreiheit bei den Menschen noch eine Chance haben?

15. November 2009

Checkpoint-Tagebuch

Wir sind nun schon 4 Wochen im Land und ein wesentlicher „Aufenthaltort“ ist der Checkpoint! – deshalb wird er in meinen Berichten auch immer wieder vorkommen müssen. Viermal in der Woche sind wir dort, also jeder von uns zweimal. Das liegt schon am Abend davor wie ein Schatten über uns, denn es heißt: früh ins Bett, müssen wir doch vor 4 Uhr aufstehen, um rechtzeitig dort zu sein. Und selbst wenn ich unterbrochene Nächte durchaus kenne, ist die Aussicht auf die vor uns liegenden Stunden nicht erhebend.

Hanna Barag, eine 74-jährige Dame von machsom watch hat uns ausführlich beschrieben, was die Einrichtung der Checkpoints für die Menschen bedeutet und was wir nicht sehen, wenn wir morgens da stehen: Die Palästinenser, die durch den Checkpoint müssen, sind praktisch rechtlos gegenüber den Behörden. Ich versuche, in Kürze darzustellen, wie man es schaffen kann, für Israel eine Arbeitsgenehmigung zu bekommen: Zunächst muss man 30 Jahre alt und verheiratet sein und mindestens zwei Kinder haben, sonst geht gar nichts. Die israelischen Behörden entscheiden, wie viele Arbeitserlaubnisse sie jeweils erteilen; das ist abhängig vom Bedarf an billigen Arbeitskräften und der wechselt je nach Saison. Der Arbeitnehmer muss sich zunächst eine Magnetkarte besorgen, auf der seine persönlichen Daten vermerkt sind. Das bedeutet als Nebeneffekt eine hervorragende Kontrolle über die gesamte palästinensische Bevölkerung. Gleichzeitig werden seine Fingerabdrücke genommen, die am Checkpoint regelmäßig überprüft werden. (Es gibt einen Mann, der als Missbildung 6 Finger an jeder Hand hat. Seit Jahren hat er jeden Morgen große Probleme am Checkpoint, weil die Maschine mit 6 Fingern überfordert ist, wird an-



Palästinenser mit einer Arbeitserlaubnis für Israel

geschrien und es dauert lange, bis er passieren kann). Dann braucht er eine Arbeitserlaubnis. Die darf er aber nicht selbst beantragen, sondern er muss einen israelischen Arbeitgeber finden, der die Erlaubnis hat, Palästinenser zu beschäftigen. Da er aber Israel nicht betreten darf, läuft sowas meist über Korruption. Der Arbeitgeber geht zur Arbeitsvermittlung und beantragt für den bestimmten Palästinenser eine Erlaubnis („permit“). Der israelische Geheimdienst schaut, ob er auf der schwarzen Liste steht, wenn ja, kriegt er keine Erlaubnis, wenn nein, bekommt der Arbeitgeber das permit. So kann er jederzeit die Erlaubnis einbehalten, wenn er den Arbeiter nicht mehr braucht. In solchem Fall kommt der Arbeiter morgens zum Checkpoint und wird ohne weitere Erklärung nicht mehr durchgelassen. Übrigens: Um 19:00 h müssen alle wieder zurück sein in der Westbank – und seit der Einführung der Fingerabdrücke kann man das hervorragend überprüfen. Wer ohne Genehmigung in Jerusalem übernachtet, verliert für 30 Tage seine Arbeitserlaubnis.

Kinder haben am Checkpoint besondere Probleme: Sie dürfen NUR in Begleitung ihrer Eltern passieren, bevor sie 16 Jahre alt sind, es sei denn, sie haben ihre Geburtsurkunde im Original bei sich. Ihre Großeltern dürfen sie anstelle der Eltern nicht begleiten. Sind sie 16 Jahre alt, bekommen sie einen Ausweis (ID) und das reicht auch nicht zum Passieren, sondern die Schule muss eine Liste aller ihrer Schüler vorlegen, aus der hervorgeht, dass dieses Kind dort zur Schule geht. Wenn man einmal innehält und sich vorstellt, in welcher permanenten Unsicherheit ALLE Menschen hier leben müssen ...



Hanna Barag von Machsom Watch

Die mutigen Frauen von Machsom Watch

Hanna Barag hat Machsom Watch 2002 mitbegründet. Ich habe diese Gruppe schon erwähnt. Die Gruppe hatte zu Zeiten 500-600 Frauen als Mitglieder. Jetzt sind es weniger, z. T. wegen fortschreitenden Alters, z. T. wegen zunehmender Ermüdung. Dennoch ist das eine ganz wichtige und auch erfolgreiche Organisation. Bei den Behörden sind sie äußerst unbeliebt.

Als Beispiel hat Frau Barag uns erzählt, wie sie in vierjähriger kontinuierlicher und zäher Arbeit erreicht haben, dass am Checkpoint 300 (das ist „meiner“ zwischen Bethlehem und Jerusalem) eine „humanitarian lane“ für Frauen, Kranke usw. eingerichtet wurde – ich habe davon berichtet. Dafür haben sie 732 Briefe an die Behörden geschrieben!

Neuer Zugang & übliche Demütigungen

Nun gibt es natürlich ein neues Problem: Kaum wurde dieser Zugang eingerichtet, wurde er von vielen Leuten benutzt, die nicht die nötige Erlaubnis haben. Das führt dazu, dass er ständig verstopft ist und seiner Bestimmung nicht gerecht wird. Da kommt man als Beobachter ganz schnell in die Rolle dessen, der selber dafür ist, dass die israelischen Behörden konsequent gegen die „Mißbraucher“ vorgehen, um den Zweck dieses Zugangs zu erhalten und wünscht sich, dass all diese Menschen, die doch so undiszipliniert sind, gezwungen werden, den für sie vorgeschriebenen Weg einzuhalten. Ich merke es an mir selbst: Der Trubel an der HL nervt und man wäre so froh über einen „geordneten“ Ablauf – und vergisst, WARUM der Trubel überhaupt zu Stande kommt, dass die Menschen Angst haben um ihren Arbeitsplatz, dass sie ALLES versuchen, um schnell durch die Kontrollen zu kommen; und man muss sich daran erinnern, wer für die Situation verantwortlich ist.

Heute nimmt es die junge Soldatin am Eingang sehr genau: Alle, die die HL benutzen und kein entsprechendes Permit haben, werden zurückgeschickt. Selbst ein alter Mann, der zwar noch nicht 65 ist, wie vorgeschrieben, sondern es erst in 2 Monaten wird, hat keine Chance durchzukommen. Als er sich weigert, umzukehren und sich ganz hinten anzustellen, springt sie mit ihrem Gewehr aus ihrem Häuschen und schreit ihn so lange an, bis er verschwindet. Ein anderer, der beim Vorbeigehen sein Permit nicht vorzeigt, weil sie nun schon alle so lange warten und immer nervöser werden, wird zurückgerufen, bekommt sein Permit abgenom-

men und muss zur Strafe eine halbe Stunde warten, ehe er weitergehen darf. Es ist so erniedrigend, was hier passiert. Als krönenden Abschluss müssen wir mit ansehen, dass die HL in der letzten halben Stunde geschlossen ist und die jetzt hier Wartenden (Mütter mit kleinen Kindern, Gehbehinderte, Alte) nicht eingelassen werden – schließlich ist jetzt keine Schlange am „normalen“ Durchgang mehr da – sondern den ganzen Weg zurückgehen müssen, den Berg hinunter und den Berg wieder hinauf und den „normalen“ Durchgang benutzen – wo es doch nur eines einzigen Knopfdruckes bedurft hätte, um sie alle durchzulassen. Was all das an Hass und Frustration erzeugt!



Soldat im Checkpoint

UNSER Hauptproblem heute ist die Kälte – es weht ein scharfer Wind, der einem in die Glieder fährt. Das ist wohl das Hauptproblem des Winters in dieser Gegend, nicht so sehr die Temperatur.

Engagement trifft auf Unverständnis

Hanna Barag ist über eine Freundin erstmals in die Westbank gekommen, nachdem sie in Pension gegangen war. (Israelis haben in der großen Mehrzahl keine Ahnung, was in der Westbank vor sich geht.) Sie erzählt uns: Als sie das erste Mal über die „grüne Linie“ ging, hat der 18-jährige Soldat am Checkpoint ihr zugerufen: Ah, da kommt die Hure von Arafat!

Sie war so perplex, dass ihr zunächst gar keine Antwort einfiel. Auf dem Rückweg, sagte sie dann zu demselben Soldaten: Glaubst Du, dass ich in meinem Alter noch auf diese Weise mein Brot verdienen muss? – Er bekam einen roten Kopf und war still. Durch ihre Arbeit bei MW ist sie bei ihren 5 Brüdern nur noch als Verrückte angesehen, auch viele ihrer Freunde halten sie für übergeschnappt, weil sie sich weigern, die Situation in der Westbank, oder wie die Israelis sagen: „in den Gebieten“, zur Kenntnis zu nehmen. Dabei ist Hanna Barag keineswegs blind-propalästinensisch. Von sich selbst sagt sie: „Auch wir haben ein Recht hier zu leben, ich bin hier geboren und ich bin nach wie vor Zionistin. Aber für mich ist es wichtig, abends noch in den Spiegel sehen zu können.“



Hebron; bewaffnete Siedlerfamilie

22. November 2009

Unser Team in Hebron

Ich komme gerade aus Hebron zurück und habe dort an der Arbeit unseres Hebron-Teams teilgenommen: Morgens geht es zunächst zur Schulbegleitung der Kinder. Ihre Schule liegt so ungünstig im von Siedlern okkupierten Teil Hebrons, dass sie durch eine Straße gehen müssen, in der sie immer wieder von Soldaten belästigt oder von Siedlern mit Steinen beworfen wurden. Wir sollen versuchen, sie durch unsere Anwesenheit zu schützen. Einer von uns steht am Checkpoint und wartet, dass die Kinder durchgelassen werden, der andere steht ein Stück weiter die Straße hinunter, wo die Kinder die Straße verlassen und einen Fußweg zur Schule hinaufgehen. Die Straße, wie schon angemerkt, hat auf der einen Seite eine Siedlung. Während die Kinder so langsam eintrudeln, zum Teil auch außerhalb des Checkpoints zur Schule gehen, kommt mehrfach der israelische Schulbus vorbei und bringt israelische Kinder aus einer anderen Siedlung herunter zu deren Schule, einer hat abgedunkelte Scheiben – oder ist es nur Dreck an den Fenstern? – aber allein die Vorstellung dieser Apartheid macht mich krank.

Selbst wenn man sich in die Rolle der hier lebenden Siedler zu versetzen versucht – wie lassen diese Menschen ihre Kinder aufwachsen? In welchem Klima von Gewalt und Unterdrückung. Wie rechtfertigen sie das, was sie ihren Kindern damit antun? Aber solche Fragen sind wahrscheinlich ganz sinnlos angesichts dieser Menschen und ihrer Verhetzttheit.

Alternative Stadtführung

Danach Stadtführung von „breaking the silence“, der Organisation ehemaliger Soldaten, die über ihre Erfahrungen in der Westbank während ihrer Militärzeit berichten. Der Führer ist selbst 2002 hier in Hebron gewesen als junger Soldat; er kommt aus einer ganz konservativen Familie und hat zu Hause große Schwierigkeiten, seit er sich hier engagiert. Seine Großmutter, eine Holocaust-Überlebende, hat 1 ½ Jahre nicht mit ihm gesprochen und jetzt reden sie zu Hause nur über familiäre und andere Dinge, niemals über Politik – stellen das Radio ab, wenn Nachrichten kommen, damit sie es mit einander aushalten. Damit wir gleich einen Eindruck bekommen: Er findet die Situation ganz ruhig und unproblematisch heute – verglichen mit 2002 ist es das sicher.



Gewehr im Anschlag: Soldaten patrouillieren im Geschäftsviertel von Hebron.

Damals war Straßenkampf, von allen Seiten wurde geschossen und es gab viele Opfer auf beiden Seiten. Jetzt herrscht so etwas wie Grabesruhe.

Unsere Führung wird von mehreren israelischen Polizisten begleitet, um uns vor Übergriffen von Siedlern zu schützen, die immer wieder vorkommen. In deren Augen sind wir Spinner und die Führer Verräter. Immer wieder bleibt ein Siedler stehen und sieht uns in einer Mischung aus Ekel und Feindschaft, manchmal auch nur kopfschüttelnd zu.

Die Geschichte Hebrons

Hebron ist eine alte Stadt. Nach der Vertreibung von Juden und Muslimen aus Spanien um 1500 lebten sie hier über 400 Jahre mehr oder weniger friedlich zusammen, zumal hier mit den Gräbern der Stammväter für alle monotheistischen Religionen ein wichtiger Ort war. Mit der zunehmenden jüdischen Besiedlung im 20. Jh. änderte sich das. Es kam zu Zusammenstößen und im Jahre 1929 zu einem Massaker an Juden durch die muslimische Mehrheit. Die überlebenden Juden wurden durch die britische Mandatsmacht umgesiedelt, um sie

zu schützen. Nach 1967 sind die Siedler entgegen selbst der israelischen Gesetzeslage in die Stadt gekommen und haben sich hier ausgebreitet – und die Politik hat zugesehen und letztlich zugestimmt. Vier Militärstützpunkte mit 3500 Soldaten müssen nun die Siedler schützen. In allen Himmelsrichtungen sieht man die Wachttürme aufragen. Neben der großen Siedlung Kiriat Arba, in der 7000 Menschen leben, gibt es vier kleinere Siedlungen mitten in der Stadt, für deren „Sicherheit“ ein Großteil der Innenstadt für Palästinenser blockiert worden ist. Da wo Siedlungen in der Stadt gebaut wurden, wurden die Straßen für Palästinenser gesperrt. Als Folge kommen die palästinensischen Nachbarn nicht mehr in ihre Häuser, sie müssen von hinten durch den Müll waten, um hinein zu kommen – der Haupteingang ist ihnen verschlossen. Man kann sich nirgends in der Innenstadt bewegen, ohne an Checkpoints und Kontrollen zu geraten. Straßen werden zu toten Gassen, die vorher Hauptverkehrswege waren. Eine Häuserzeile, die vorher Läden beherbergte, ist still, auf der anderen Seite Stacheldraht, israelische Fahnen und Aufschriften wie: „this land was stolen by the arabs“.

Ein Ort der Depression

Überall Soldaten. Im Suk patrouillieren sie stündlich, immer in Gruppen zu sechs, das Gewehr schussbereit. Eine unserer Kolleginnen wurde gestern festgehalten, weil sie einer Frau helfen wollte; diese war am Checkpoint von den Soldaten gezwungen worden, durch eine große Regenpfütze zu laufen, anstatt die Steine benutzen zu dürfen, die die Soldaten für sich selber ausgelegt hatten. Bei den langen Mänteln der Frauen bedeutet das natürlich verdreckte Kleidung. Die Frau, die sich wehrte, wurde für mehrere Stunden verhaftet, unsere Kollegin von den Soldaten eingekreist und bedroht – letztlich passierte ihr nichts, aber der Schreck bleibt. Diese Stadt atmet Depression und Feindschaft – unseren Kollegen in Hebron spürt man die Anspannung an.

Heute leben 180 000 Palästinenser und 800 Siedler in Hebron. 13 500 Palästinenser wurden in der Innenstadt aus ihren Häusern vertrieben seit der 2. Intifada. Das ging in der Regel so, dass den kleinen Ladenbesitzern ihr Laden im Erdgeschoss geschlossen wurde. Da die Menschen meist in den oberen Etagen derselben Häuser lebten, kamen sie nun auch nicht mehr in ihre Wohnungen, außerdem hatten sie kein Einkommen mehr, da die Straße nicht mehr zugänglich war und keine Kunden kamen und so mussten sie gehen.

Da sie bei der Vertreibung die Waren nicht mitnehmen durften, gab es 2002 eine große Rattenplage in Hebron – es sei denn, die Siedler bemächtigten sich der verlassenen Läden und räumten sie aus – was häufig geschah, wie unser Führer berichtet. Er erzählt, wie es zwischen Oslo 1993 und der 2. Intifada hier ausgesehen hat in der Stadt mit vollen



Graffiti in Hebron: „gas the arabs“



Markt. Netze zum Schutz gegen von oben geworfene Gegenstände

Straßen, vielen Läden und Massen von Käufern überall. Das alles ist gar nicht mehr vorstellbar für uns.

Die Innenstadt ist tot. Überall verrammelte Türen, häufig Graffiti an den Wänden, viele Davidssterne, von Siedlern gesprayt – ein bedrückender Eindruck für mich.

Eine Straße, der Zugang zum Fleischmarkt, wurde nur deshalb geschlossen, weil der Offizier der ewigen Klagen seiner Soldaten über den Gestank am dort gelegenen Checkpoint leid war – unser Führer war einer von ihnen. Sie feierten das am Abend mit Musik und Tanz – die Palästinenser, denen die Lebensgrundlage weggenommen war, waren kein Thema.

Die Armee und die Siedlerbewegung

Zu großer Besorgnis – erzählt uns unser Führer – gibt inzwischen die Armee Anlass. Das israelische Militär ist ja nahezu eine heilige Institution in Israel („die humanste Armee der Welt“). Offiziere kommen schon zu den 16-jährigen in die Schulen und erzählen, wie schön es ist, mit der Waffe in der Hand dem Vaterland zu dienen – neben den Heldengeschichten der ehemaligen Soldaten. Das war schon immer so. Die Armee hat natürlich auch ein Rabbinat, das ihnen die Ideologie der Landnahme nahebringt. Unser Führer erinnert sich an seine eigene Militärzeit: Die Palästinenser („die Araber“) wurden von den jungen Soldaten einfach nicht als Menschen wahrgenommen. Sie waren nicht vorhanden, oder sie waren Feinde. Aber was in den letzten Jahren passiert ist, ist eine Fanatisierung der Armee. Nahezu alle Brigadekommandeure sind heute Siedler. Die Polizisten, die uns hier während der Führung begleiten, sind aus Kiriath Arba – also aus der nahe gelegenen Siedlung. Sie werden sich hüten, im Ernstfall etwas gegen ihre Nachbarn und Gesinnungsgenossen zu tun. Bei der letzten Vereidigung von Rekruten an der Klagemauer in Jerusalem haben mehrere Soldaten ein Spruchband gehalten, dass sie sich weigern, Siedlungen zu räumen. Hier sehen wir Plakate, auf denen alle Soldaten aufgerufen werden, diesem Beispiel zu folgen. Unser Führer hält es für völlig ausgeschlossen, 500 000 Siedler aus der Westbank zu evakuieren – das sei weder politisch noch von Seiten der Armee durchsetzbar.

Ein heiliger Ort

Am Ende unseres Weges kommen wir an die Moschee, in der die Stammväter begraben sind und die deshalb sowohl den Muslimen als auch den Juden heilig ist. Davor ist ein Laden mit jüdischen Devotionalien, denn hier ist auch der Eingang der Synagoge, die von der anderen Seite her zugänglich ist. Oben am Haus ist ein Lautsprecher angebracht, aus dem den ganzen Tag jüdische Musik in extremer Lautstärke schallt. (Ein amerikanischer Geldgeber soll

dieses Spektakel finanziert haben). Der Ladenbesitzer gegenüber erzählt uns, wie seine Kinder und seine Frau täglich durch den Lärm gequält und beim Einschlafen gestört werden. Vor einer Woche sei ein hoher israelischer Offizier vorbeigekommen, den habe er angesprochen auf das Problem und der Offizier habe sich Notizen gemacht; passiert sei bisher nichts, aber er hoffe noch. Ein Siedler nähert sich unserer Gruppe mit einer Videokamera und beginnt die Teilnehmer zu filmen. Auf die Frage, ob es nicht eine Quälerei für die direkt auf der anderen Straßenseite lebenden Palästinenser ist, diese dauernde Beschallung, sagt er: Im Vatikan spielen sie die Musik des Papstes, hier spielen wir unsere Musik – die Araber können sie inzwischen auswendig, das ist doch gut!

Als die Führung zu Ende ist, gehen wir die für Palästinenser verbotene Straße zurück; eine Siedlerin, die aus einem Haus schaut, sieht uns und ruft dem nächsten Soldaten zu: „da kommen die Sympathisanten der Hamas!“ – Sie muss es ja wissen.



Friedliche Pflanz-Aktion in Al Masara

29. November 2009

Olivenbäume werden gepflanzt

Liebe Freundinnen und Freunde – nun bekommt Ihr jede Woche einen Brief von mir und – auch nach Euren Reaktionen – jeder ist schrecklicher



Unter der Besatzung wurden tausende Olivenbäume gefällt .

als der letzte. Deshalb will ich mich bemühen, Euch heute einen positiveren Eindruck zu vermitteln. Es gibt nämlich auch schöne Dinge zu erleben in Palästina – und das ist nicht das Wetter, auch nicht das Essen, sondern ganz besonders der unermüdliche Lebenswille, den ich hier auf Schritt und Tritt spüre.

Am letzten Sonntag wurden in Al Masara, wo wir regelmäßig am Freitag an der Demonstration gegen die Mauer teilnehmen, Olivenbäume gepflanzt. Wir erfuhren am Abend vorher davon.

Als wir um kurz nach 10 Uhr dort sind, wimmelt der Hügel von Menschen – es sind insgesamt 120 Leute, die ich zähle – überwiegend Palästinenser, aber auch „Internationals“ aus verschiedensten Ländern. Ich erfahre, dass auch der Gouverneur der Bethlehem-Region da ist, der Minister für Landwirtschaft der PA und deren Gefolge. Die Stimmung ist ausgelassen und heiter, palästinensische Fahnen werden geschwenkt und es wird gepflanzt und gepflanzt! Zunächst muss man mit Hacke und Schaufel das Bett richten. Dann wird das Bäumchen eingesetzt, mit Steinen ein kleiner Wall ausgelegt, um

das Regenwasser, auf das hier alle sehnsüchtig warten, nicht so schnell abfließen zu lassen. Jede Pflanze bekommt eine Plastikhülle übergestülpt, um sie zunächst vor den Witterungsunbilden zu schützen. Wenn man die Bäumchen so stehen sieht, so schutzlos, und dann hinüber sieht zur nahen Siedlung, dann fragt man sich, wie viele von ihnen in den nächsten Tagen und Wochen wohl nächtlichem Vandalismus zum Opfer fallen werden? Heute las ich wieder einmal in der Zeitung, dass seit 1967 Tausende von Olivenbäumen von „Unbekannten“ gefällt oder entwurzelt wurden und dass in keinem einzigen Fall die Täter bestraft wurden.

Auch die heutige Pflanz-Aktion bleibt „natürlich“ nicht ohne militärischen „Beistand“. Drei Jeeps und ein Mannschaftswagen stehen am Straßenrand und die Soldaten sind ausgestiegen, um uns besser beobachten zu können. Von Zeit zu Zeit gehen sie ein Stückchen den Hang hinauf, drehen wieder um, gehen zurück. Dann kommen drei von ihnen etwas näher und fangen an, die Teilnehmer zu fotografieren. Dann gehen sie wieder zur Straße. Sie haben, erzählt man uns, vorher dem Eigentümer des Hügels mitgeteilt, er dürfe zwar die Menschen auf seinen Hügel lassen, aber die Straße dürfe niemand betreten – das ist natürlich ganz unmöglich, denn alle müssen ja erst einmal auf das Gelände kommen und die, die mit dem Auto gekommen sind, lassen es an der Straße stehen. Die Soldaten lassen es dann auch ohne Probleme zu – aber die Bedrohung des Verbots steht im Raum und macht unsicher, und genau das ist erwünscht. Ein paar italienische junge Teilnehmer machen auf Straßenkampf, sie haben sich schwarze Halstücher um die Gesichter gebunden, so dass man nur die Augen sehen kann, und fotografieren ihrerseits die Soldaten. Die lassen sich glücklicherweise nicht provozieren, dazu ist wohl zu viel Prominenz da und auch das Fernsehen. Nachdem alle Bäumchen in der Erde sind, wird gesungen und dann geht es zum Mittagessen. Wie schön, solche Aktion in einer Gegend, wo genau dort die geplante, aber noch nicht fertiggestellte

Mauer verlaufen soll. Wie viel Hoffnung auf eine vielleicht doch bessere Zukunft!

Al Waladja – ein (fast) eingeschlossenes Dorf

Heute war ich in dem kleinen Dorf Al Waladja, das ganz nah an der „Jerusalem“ Siedlung Gilo liegt, in der nach Netanjahus Ankündigung noch 900 neue Wohneinheiten gebaut werden sollen – dies natürlich unabhängig von dem gerade verkündeten Baustopp, denn für Jerusalem, bzw. die riesige Region, die von den israelischen Behörden zum Stadtgebiet erklärt wurde, gilt der Baustopp nicht.

Das Problem des Dorfes ist, dass es durch die neue Stadtgrenze von Jerusalem in zwei Teile geteilt wurde und nun ein Großteil ihres Landesbesitzes nicht mehr zum Dorf gehört. Ein Teil der Besitzer des Landes lebt seit 1948 in Jordanien, deshalb ist es für die israelischen Behörden leicht, dieses Land als „unbenutzt“ für sich zu reklamieren, obwohl es von Dorfbewohnern bearbeitet wird. Die nun geplante Mauer würde das Dorf komplett umschließen mit nur einem

trotz des üblichen Bau-Verbotes (also „illegal“ – weil das Dorf in Area C liegt) eine neue Schule gebaut z. T. mit Unterstützung der UNWRA, überwiegend mit finanzieller und tatkräftiger Selbstbeteiligung der Einwohner. Die Schule steht wegen des Bau-Verbotes natürlich unter Abriss-Bedrohung. Wir sprechen mit dem Direktor, der sagt, seit sie die neue Schule gebaut haben, haben sie mehr als 50 neue Anmeldungen – vorher sind die besser situierten Leute lieber in Privatschulen gegangen. Es ist so wichtig für die Dorfbewohner, nicht in Depression zu verharren, sondern trotz der schlimmen Situation und der immer über ihnen schwebenden Bedrohung aktiv zu sein und etwas zu tun – und da ist ihnen die Zukunft ihrer Kinder das größte Anliegen.

Leben im Schatten der Abrissdrohung

Im selben Ort haben wir eine Familie besucht, deren Haus im Jahre 2006 zweimal abgerissen wurde! Sie haben 2003 auf ihrem Grund gebaut, da aber das Land Area C ist (also keinerlei Bau-erlaubnis für Palästinenser – man kann es nicht



Das Haus dieser Familie wurde schon zweimal abgerissen. Jederzeit kann der erneute Abriss erfolgen.

kleinen Zugang von Bethlehem aus, der mit einem Checkpoint versehen wäre, vom Ackerland blieben nur noch praktisch die Häuser des Dorfes übrig ohne jegliche Anbaufläche – die Menschen wären also nicht in der Lage sich selbst zu ernähren.

Bereits jetzt geht die nahegelegene Siedlung bis an den Rand des Dorfes. Sie haben im Dorf

oft genug wiederholen!), bekamen sie 2005 eine Mitteilung, sie mögen sich um eine Genehmigung bewerben – in Jerusalem, wohin sie aber ohne Permit nicht kommen. Das Permit für Jerusalem hatten sie aber nicht. Also warteten sie ab; nach einiger Zeit bekamen sie die Vorladung vor Gericht, und der Vater erhielt für die Verhandlung eine Sonder-Einreisegenehmigung nach Jerusalem. Nach 5 Terminen bekamen sie

eine Strafe von 70 000 Schekel (NIS), d.i. etwa 14 000 €, für „illegales Bauen“ und eines Tages stand der Bulldozer vor der Tür. (Um es klar zu machen: Die Strafe ist unabhängig davon, ob das Haus abgerissen wird oder nicht; man muss also zahlen und das Haus wird dennoch abgerissen!) Der Vater musste für vier Wochen ins Gefängnis, da er die Strafe nicht zahlen konnte. Dann lebten sie 8 Monate in Zelten, bis sie mit Hilfe der Nachbarn das Haus wieder aufgebaut hatten, nur wenige Wochen später waren dieselben Soldaten und Bauarbeiter wieder da und das Haus wurde erneut abgerissen. Wieder Zelt und wieder Neuaufbau, diesmal nur das Erdgeschoss mit internationaler und familiärer Hilfe. Nun wohnen sie wieder unter einem Dach, aber die Mitteilung, dass ein erneuter Abriss droht, haben sie vor Jahren schon bekommen.

Jederzeit kann der erneute Abriss erfolgen. Der Vater, Elektriker, ist seit 5 Jahren arbeitslos, jobbt in Bethlehem und muss nun auch befürchten, dass die israelischen Behörden ihn festnehmen, sowie sie ihn irgendwann einmal kontrollieren, denn er hat schon wieder eine Vorladung bekommen, erneut eine Haftstrafe abzusitzen wegen Nicht-Bezahlens der 70 000 NIS! Deshalb trägt er seinen Ausweis nicht mehr bei sich, in der Hoffnung, einer Festnahme zu entgehen. Er hat drei Söhne, der älteste hat gerade vorübergehend eine Arbeit in Nablus, der zweite studiert in Bethlehem, der dritte geht noch zur Schule.

Und trotz dieser Belastung und den Einschränkungen, die sie immer wieder hinnehmen müssen, sagt die Mutter, die gut englisch spricht: Ich werde von unserem Grund und Boden niemals weichen, selbst wenn sie uns immer wieder bedrohen, dies ist unser Land. Was die Jungen machen, das müssen sie selber entscheiden, sie müssen in ihrem Leben zu etwas kommen, vielleicht müssen sie weggehen – aber wir bleiben hier. Diese Kraft und Ausdauer, die Verbundenheit mit ihrem Land, beeindruckt mich sehr.



Eingang zum Refugee-Camp; der Schlüssel symbolisiert die Hoffnung auf Rückkehr

Eine Hoffnung

Eine weitere Geschichte: Das Lajee-Center, eine soziale Einrichtung im AIDA-Refugee-Camp (5000 Flüchtlinge) will mit Jugendlichen einen Busausflug nach Haifa und Akko machen. Sie haben 85 Anmeldungen und beantragen ein Permit. Für 25 wird das Permit abgelehnt, Begründung: keine. Daraufhin versuchen sie für die verbliebenen 60 zwei Busse zu chartern. Von den israelischen Behörden abgelehnt: nur 1 Bus erlaubt. Begründung: keine. Also müssen sie weitere 12 Kinder aussortieren, ohne ihnen verständliche Gründe angeben zu können. Was tun?

Sie haben in den zweiten Bus kleinere Kinder gesteckt, die noch keine Ausweise haben. Für die Kinder war es ein großes Erlebnis, schon, dass sie das Meer zum ersten Mal in ihrem Leben sehen konnten. Weil nun zu wenig Plätze

für die vielen Interessenten da waren, ist ein Junge am Abfahrtstag sogar um 5 Uhr morgens zum Zentrum gelaufen, um rechtzeitig da zu sein, falls jemand absagen würde: Und richtig, er hatte Glück, ein Platz blieb frei und so konnte er mitfahren.

Das Zentrum ist beeindruckend. Sie haben dort einen Jugendclub, eine regelmäßige English-conversation-group am Samstagnachmittag und vielfältige andere Projekte. Ein englischer Photograph, der seit 5 Jahren dort lebt, zeigt uns Bilder, die er mit Kindern gemacht hat; jedes Kind sollte beschreiben, was es sich am meisten wünscht und was es am meisten fürchtet, und er hat daraus passende Fotos gemacht – sehr aussagekräftig und sehr ergreifend. Außerdem ist er mit Kindern und Jugendlichen (unter 16, solange sie noch keinen Ausweis haben) in die Dörfer gefahren, aus denen ihre Großeltern 1948 vertrieben worden sind und hat dort Fotos gemacht und den Kindern für die Erzählungen der Alten einen „Ort“ gegeben. Z. B. hat ein alter Mann seinem Enkel ganz genau erklärt, wo die Quelle war, aus der sie immer das Wasser geholt haben. Der Enkel hat eine große Flasche mitgenommen, hat den Platz gefunden und seinem Großvater, der seit der Vertreibung nicht mehr dort war, das Wasser gebracht.

So wie ich schon von dem Kindergarten berichtet habe, den sie in einem kleinen Dorf trotz Bauverbot zu Stande gebracht haben, beeindruckt mich immer wieder neu der Wille der Menschen, sich nicht mit den Verhältnissen abzufinden, sondern sie positiv zu wenden. Und das ist etwas Großes, das ich mit Euch teilen möchte.

P.S. Gestern traf ich einen israelischen Soldaten an unserem „kleinen“ Checkpoint, an dem wir die Kinder zur Schule begleiten, der mir erzählte, dass er in Hebron als Verbindungsmann zu einer internationalen Menschenrechtsorganisation eingesetzt war und wie schwierig er es fand, mit den fanatischen Siedlern umzugehen.

Solche gibt es eben auch und das sollte man nicht vergessen.

6. Dezember 2009

Als Beobachter am Checkpoint

Wir sind ja nun schon fast „alte Hasen“, wir kennen das Geschäft, der Checkpoint ist unser zwar nicht tägliches, aber doch ganz häufiges Brot – und dann merke ich, wie sich eine gewisse Routine einschleicht bei mir: die Gegebenheiten am Kontrollpunkt sind klar, wir wissen, wann wir die „humanitarian hotline“ (HHL) anrufen müssen und wann nicht, wir freuen uns, wenn alles „reibungslös“ verläuft, also wenn die Soldaten nicht besonders gemein zu den Menschen sind, wenn es keine langen Stopps gibt, wenn die Palästinenser nicht so stark drängeln, wenn nicht so viele versuchen, über den nicht erlaubten Weg der „humanitarian lane“ durchzuschlüpfen, also wenn es „ruhig“ ist; und dann überkommt mich so ein Gefühl von Routine, das dazu führt, die Scheußlichkeit und Unmenschlichkeit dieser Situation aus den Augen zu verlieren („es ist halt wie es ist, wir können eh nichts ändern, wir müssen uns irgendwie arrangieren und hoffentlich gibt es heute keinen Ärger ...“). Da ist unsere Lage eher der der israelischen jungen Soldaten vergleichbar, die in der Regel wohl eher



All-tägliches Spießbrutenlaufen am Checkpoint



EAPPI-Freiwillige beobachten und dokumentieren Geschehnisse an den Checkpoints.

froh sind, wenn der Ablauf irgendwie geordnet ist, als dass sie Vergnügen daran hätten, die Menschen zu demütigen. Wie wichtig es dann ist, sich vor Augen zu führen, dass die Situation hier niemals „normal“ ist und was für eine Qual dieses tägliche Spießrutenlaufen für die Palästinenser ist.

Kinder und Jugendliche in Haft

Letzte Woche fuhren wir nach Husan, ein Dorf direkt an der Mauer. Das Dorf hat 6000 Einwohner, über die Hälfte davon Kinder. Die große Siedlung nebenan – es gibt eigentlich überall „nebenan“ eine Siedlung – hat insofern eine Besonderheit, als die Siedler hier nicht das Land einfach besetzt, sondern es ihren palästinensischen Besitzern abgekauft haben. Im Dorf treffen wir unseren Kontaktmann, einen Sozialarbeiter, der zum Dorf-Rat gehört und sich hervorragend auskennt. Er war Fatah-Aktivist, ist später zum islamischen Jihad gewechselt, um „aktiver“ zu sein. Er war schon mit 12 Jahren das erste Mal im Gefängnis und hat insgesamt 8 Jahre dort verbracht. Inzwischen ist er



Sozialarbeiter in Husan

davon überzeugt, dass nur Gewaltlosigkeit eine Chance für die nachfolgenden Generationen bietet. Er hat selbst Kinder, der älteste ist 8 Jahre alt; er möchte nicht, dass seine Kinder um ihre Zukunft betrogen werden. Das Gefängnis schädigt sie nicht nur durch das Trauma, das sie erleiden, wenn sie den Soldaten und Wärtern ausgeliefert sind, sondern die Haft führt auch zu Nachteilen in der Schule, in der Entwicklung. Er erzählt: Die Lehrer, die er jetzt erlebt, haben eine so schlechte Ausbildung genossen, dass sie kaum in der Lage sind, den Kindern etwas Richtiges beizubringen! Der Grund ist:

Fast alle haben irgendwann in ihrer Jugend im Gefängnis gesessen und haben dadurch nur eine rudimentäre Ausbildung genossen. Allein in den letzten zwei Jahren sind mehr als 120 Kinder und Jugendliche aus seinem Dorf inhaftiert worden. Er hat mit anderen eine Eingabe bei der Palästinensischen Autonomiebehörde gemacht, ein Programm zu etablieren, das die Kinder nach der Haftentlassung betreut und die Familien auch, um die traumatischen Erlebnisse wenigstens einigermaßen verarbeiten zu können. Mit ihm besuchen wir eine Familie, deren 15-jähriger Sohn vor zwei Wochen verhaftet worden ist. Er wurde am Abend von Soldaten abgeholt. Die sieben Kinder der Familie mussten sich alle in einer Reihe aufstellen, dann hieß es: wer von Euch ist Fadi? Und dann bekam er Handschellen angelegt, die Augen verbunden und wurde so durch den ganzen Ort geführt bis zu dem Transporter der Armee. Seine Mutter hat ihn bisher nur einmal sehen, aber nicht berühren dürfen. Morgen ist die Verhandlung. Vorgeworfen wird ihm „Steine

werfen gegen Soldaten“ – allerdings sei der Vorfall schon zwei Jahre her und er sei nicht beteiligt gewesen, sagt die Mutter. Die Soldaten hatten den Namen von Mitschülern genannt bekommen – es waren vorher schon vier andere Jungen aus demselben Grund verhaftet worden und seinen Namen hätten die anderen als Mittäter angegeben.

Gewalt ist kein Mittel zur Lösung

Unser Gesprächspartner meint: Steine gegen Militärfahrzeuge zu werfen, würde er nicht unter „Gewalt“ verbuchen, sondern als ein Signal an die Soldaten verstehen, dass sie in den Dörfern nicht erwünscht seien. Die Armee komme fast täglich in den Ort, manchmal tagsüber, manchmal nachts, manchmal um jemanden zu verhaften, manchmal nur um Präsenz zu zeigen. Auch jetzt fährt gerade wieder ein Jeep an uns vorbei ...

Dieser Besuch bei den Familien der Verhafteten habe ihn wieder einmal sehr betroffen gemacht: die Augen der Kinder, sagt er, die für einen kleinen Moment aufleuchten, als sie die mitgebrachten Süßigkeiten entdecken und dann wieder so ausdruckslos werden. Sie haben ihren Schutz verloren, den Vater, der sie doch bewahren soll vor den Gefahren – dieselbe Geschichte, die ich schon einmal von Sozialarbeitern gehört habe, und wie gut vorstellbar ist das in dieser auf Familie und männlichen Schutz aufbauenden Gesellschaft! Er sagt: Alle die Versuche, mit Gewalt die Besetzung zu beenden und die vielen Opfer, die das gekostet hat, waren umsonst und haben die Lage der Menschen nur verschlechtert. Jetzt ist es Zeit, für die nachfolgende Generation zu arbeiten, die Scheuklappen abzulegen, die ihnen die Gewalt-Option angelegt hat, und zu investieren, am meisten in die Kompetenz und damit die Ausbildung der Jugend. Nur so kann er sich heute noch eine Zukunft vorstellen. Die Israelis sind Besatzer und mit den Soldaten Frieden zu schließen ist ganz unmöglich; aber zu begreifen, dass Juden und Zionisten nicht unbedingt

dasselbe sind, dass auf der anderen Seite auch Menschen sind, das mag eine Möglichkeit zum Dialog eröffnen. Dabei ist er nach wie vor misstrauisch: Manche Friedensorganisationen, so meint er, seien nur darauf aus, das Image Israels in der Welt zu verbessern ohne substanziiell etwas am Schicksal der Palästinenser ändern zu wollen. – Wie viel müsste sich hier an neuem Vertrauen entwickeln durch Gespräch – und gerade das wird durch die Trennungsmauer verhindert!

Sehr nachdenklich fahren wir nach Hause. Die Straße, die wir benutzen dürfen, ist nur ein besserer Feldweg – direkt neben der hervorragend ausgebauten Schnellstraße zu den Siedlungen – nur für Israelis! Wir kreuzen diese Straße durch einen Tunnel und sind damit auf der Bethlehemer Seite der Mauer – diese Durchfahrt wird nur noch so lange offen sein, bis die Mauer hier zu Ende gebaut worden ist – dann gibt es einen richtig schönen Checkpoint hier, und vor diesem Tag haben die Bauern große Angst, denn dann kommen sie nicht mehr auf ihre Felder, die schon jetzt den begehrlichen Blicken der Siedler ausgesetzt sind.

Anzumerken ist: Wenn man so durch die Westbank fährt, gibt es kaum irgendwo einen Ort, von dem aus man nicht in zumindest einer Himmelsrichtung eine Siedlung sieht – meist in mehreren. Dieses Land ist besiedelt und in Besitz genommen von Israel! Wenn man in Qumran am Toten Meer, wo die alten Bibel-Rollen in den 50er Jahren gefunden wurden, den offiziellen israelischen Flyer in die Hand bekommt, dann gibt es da keine Westbank, sondern nur ein großes Israel, das bis an den Jordan reicht.

Noch ein Satz zum aktuellen Siedlungsstopp: Verteidigungsminister Barak hat mitgeteilt, dass im „Austausch“ für den Abriss einer kleinen illegalen Containersiedlung er den Ausbau von „legalen“ Siedlungen genehmigt hat. Und: der Landwirtschaftsminister hat mitgeteilt, der Siedlungsstopp sei eine Verletzung der Menschenrechte! – dazu fällt mir nichts mehr ein!

13. Dezember 2009

Auf der anderen Seite

Die letzte Woche haben wir in Israel verbracht. Wie anders ist es hier als in der Westbank! Wenn man in Tel Aviv durch die Straßen geht, hat man das Gefühl in einer westeuropäischen Stadt am Meer zu sein. Bethlehem ist ganz weit weg. So scheint es auch vielen Israelis zu gehen. Wir trafen uns in Jerusalem in der Hebrew-University mit Studenten zum Gespräch. Sie sind älter als bei uns – meist so um 28 Jahre – wegen des Militärdienstes. Es wurde erst in kleinen Gruppen, später mit allen diskutiert – meine Gruppe hatte zwei Studenten „abbekommen“ – eine israelische Palästinenserin (oder sagt man palästinensische Israelin?) und einen jungen Mann, der hier geboren, mit seinen Eltern im Alter von 5 Jahren nach England gegangen ist und mit 19 Jahren zurückgekommen, um hier Hubschrauberpilot in der Armee zu werden. Nach 8 Jahren Militär ist er jetzt Student. Eine größere Diskrepanz in der Anschauung und politischen Wahrnehmung als diese beiden kann man sich gar nicht vorstellen; die Diskussion war äußerst spannend – am meisten betrifft uns, dass keiner der Studenten oder Studentinnen außer im Militärdienst je in der Westbank war und auch keiner bereit ist, uns z. B. in Bethlehem zu besuchen – es ist ihnen zu unheimlich! (abgesehen davon, dass es Israelis verboten ist, die Zone A in der Westbank zu betreten). Diese Unkenntnis erschreckt – wie sollen sie sich ein eigenes Bild machen über die Lage dort? Das Gespräch drehte sich in allen Gruppen um dieselben Themen – Siedler, eigene Vorstellungen von einer Lösung des Konflikts, Besuch in der Westbank, Holocaust ...

Auf der Suche nach Perspektiven

Die palästinensischen Israelis sind in einer besonderen Situation; da sie nicht zur Armee gehen, können sie früher anfangen zu studieren, das bringt ihnen aber keinen Vorteil, denn bei der Jobsuche werden sie benachteiligt, schon weil sie nicht in der Armee gedient haben. Lange redeten wir über die Möglichkeit zu einer

Friedenslösung zu kommen. Aktiv, so dass sie sich an einer der heute so kleinen Friedens-Organisationen beteiligen würden, sind sie alle nicht und auf eine Lösung des Konflikts hoffen zwar alle, mit denen wir reden, aber einen gangbaren Weg sehen sie nicht.

Natürlich wurde auch der Holocaust thematisiert und eine junge Frau sagte zu mir: „Nach meiner Meinung ist die Verpflichtung aus dem Holocaust nicht, sich das ganze Leben zu schämen, sondern sich für die Menschenrechte einzusetzen.“ Das ist sicherlich kein „Freispruch“ für deutsche Schuld, aber es ist ein Weg für die junge Generation, nach vorn zu schauen und sich zu engagieren. – Mehrere wollen sich noch einmal mit uns treffen, das ist ermutigend.

Ich treffe mich in Jerusalem mit Freunden. Sie sagen mir: Wer etwas für Israel tun will, muss etwas gegen die Besetzung tun! (Wie anders klingt das als der ewige Antisemitismus-Vorwurf, mit dem alle Kritiker der Israelischen Politik ständig konfrontiert werden!) Sie sehen genau wie ich, dass unser Einsatz in der Westbank keineswegs einseitig die Palästinenser unterstützt, sondern dass er auch für Israel wichtig ist – dieser Staat kann nicht überleben, wenn es keine Verständigung gibt; und traumatisiert sind inzwischen nicht nur die Alten, sondern auch die Jungen. Was macht der Militärdienst mit diesen Menschen – wie kommen sie aus der Armee zurück? Was müssen sie an Verdrängung leisten, um später „normal“ leben zu können?

Militarisierung der israelischen Gesellschaft

In Haifa treffen wir uns mit Mitgliedern von „new profile“, das ist eine NGO, die versucht, die allgegenwärtige Militarisierung der Gesellschaft aufzubrechen – ein hohes Ziel, denn in Israel ist das Militär ein fundamentaler Bestandteil des Staates. Die meisten Ministerpräsidenten waren vorher Generäle, die Kinder bekommen bereits bei der Geburt eine Militärnummer, Wehrdienst ist unhinterfragt, die Werbung zielt auf den Militärdienst, ob für Kondome, für Seife,

Bier, Autos, Finanzierungen oder für was sonst geworben wird, immer wird eine – meist völlig absurde – Beziehung zum Militär hergestellt, ohne jede innere Logik. In den Schulbüchern der ersten Klasse gibt es Panzer zum Ausmalen.

Auf Kaugummi-Packungen steht, dass zu laute Musik in der Disko das Gehör verschlechtert – das ist ja richtig, aber hingewiesen wird darauf deshalb, weil damit die Wahlmöglichkeit der jungen Leute verschlechtert wird, bei welcher Einheit sie später dienen könnten. Bei der Werbung für Antidepressiva werden die Mütter adressiert, die den Stress nicht ertragen, dass ihre Söhne Soldaten sind.

Mit 16 Jahren beginnt der Musterungs-Prozess, die Militärbeauftragten kommen wöchentlich in die Schulen und erzählen den Jugendlichen von den Freuden und heroischen Momenten des Soldaten-Daseins. Dass es Möglichkeiten gibt, den Militärdienst zu vermeiden, ist ein Tabu. Die jungen Menschen sind überzeugt, dass sie keine Wahl haben: Wer verweigert, muss ins Gefängnis.



Viele Soldaten können Einsätze in den palästinensischen Gebieten psychisch nicht verkraften.

Die psychischen Folgen des Militärdienstes

Was dann das Militär bei den jungen Menschen anrichtet, kommt häufig erst später zum Ausbruch. Am meisten – erzählt uns eine unserer beiden Referentinnen, Mutter von vier Kindern – hat sie entsetzt, als während seines Dienstes

ihr Sohn ein paar Freunde nach Hause eingeladen hatte und einer von ihnen, „so ein lieber Junge, den ich schon aus dem Kindergarten kenne“, beiläufig erzählte: „heute habe ich zwei Araber getötet“, so als hätte er eben Brot eingekauft. Zwischen 30 und 40 Soldaten nehmen sich jedes Jahr während des Wehrdienstes das Leben. Häusliche Gewalt nimmt zu – all das Dinge, die nun ja auch in unserer Gesellschaft thematisiert werden wegen der Soldaten, die aus Afghanistan zurückkommen.

New profile will versuchen, die Aufmerksamkeit auf die Militarisierung des Alltags zu lenken und auf eine Zivilgesellschaft hinzuwirken. Sie wollen die Möglichkeiten aufzeigen, den Militärdienst zu verweigern und stattdessen soziale Arbeit zu tun, die Glorifizierung des Militärdienstes zu beenden, nach anderen Wegen der Konfliktlösung zu suchen und so einen Beitrag zur Beendigung der Besetzung zu leisten.

„Nicht in unserem Namen“

Wir fahren nach Sderot, das ist die Stadt an der Grenze nach Gaza, in die in den letzten 8 Jahren so oft Raketen der Hamas eingeschlagen sind. Man muss es sich einmal vorstellen – in den ersten Jahren nach 2000 war es immer mal wieder eine Rakete, die aus dem Gazastreifen abgefeuert wurde. Dann wurden es immer mehr, in den letzten 3 Jahren durchschnittlich zwanzig am Tag, in den „Hoch-Zeiten“ bis zu 60 Raketen! Wenn der Alarm ausgelöst wird, hat man noch 15 sec. Zeit, sich in einen Schutzraum zu flüchten! Es sind zwar nicht viele Menschen umgekommen, aber jeder einzelne ist einer zu viel und die ganze Bevölkerung ist traumatisiert. Und das führt dann zu Reaktionen wie die eines Mannes, der während des Gaza-Krieges einem Fernsehsender gesagt hat: „Ich bin zwar nicht musikalisch, aber das Geräusch der Artillerie unserer Armee in Gaza ist für mich die schönste Musik, die ich mir vorstellen kann.“

Die Gruppe „the other voice“, die sich in Sderot zusammengefunden hat, um für ein friedliches

Nebeneinander der beiden Bevölkerungen zu werben, hat es schwer. Dennoch sind sie fest überzeugt, auf dem richtigen Weg zu sein. Während des fünf Monate dauernden Waffenstillstandes im Herbst 2008 hatten sie Hoffnung geschöpft und sich ein wenig von den Ängsten distanzieren können. Sie hatten den Premierminister eingeladen, nach Sderot zu einem Gespräch über eine Entschärfung des Konflikts,



Nomika Zion von „The Other Voice“

aber er kam nicht – stattdessen brach vier Tage später der Gaza-Krieg aus. Nun hoffen sie auf eine längere friedliche Periode, damit sich eine Annäherung überhaupt vorstellen lässt; im Moment ist der Gesprächsfaden nahezu abgerissen, die Leute wollen nichts davon hören – auch wenn es kürzlich gelungen ist, ein Treffen von 10 Israelis aus Sderot mit 4 Palästinensern aus Gaza in Bethlehem zu organisieren, für einige von ihnen das erste Mal in ihrem Leben, dass sie Gaza verlassen konnten. Nomika Zion, Mit-

begründerin von „the other voice“ hat einen sehr mutigen und menschlichen Brief zum Beginn des Gaza-Krieges geschrieben, „Nicht in meinem Namen und nicht zu meiner Sicherheit“, der in aller Welt verbreitet wurde und ihr viele positive aber auch hasserfüllte Reaktionen eingebracht hat (man kann ihn im Internet nachlesen unter:

http://www.huffingtonpost.com/nomika-zion/war-diary-from-sderot_b_157497.html).

Wir machen eine Stadtrundfahrt durch Sderot und sehen überall die kleinen Schutzräume – an jeder Bushaltestelle, an jedem Haus, auf den Spielplätzen – überall. Die Schule ist ganz mit einem Schutzdach überkleidet, es sieht unsäglich hässlich aus. Millionen hat das gekostet. Sind die Menschen durch den Krieg und diese Räume sicherer geworden? Die Palästinenser sind inzwischen in der Lage, bis weit nach Israel hinein Raketen zu schießen.



Schutzraum auf einem Spielplatz in Sderot

20. Dezember 2009

Zwischenfälle

Wir fahren wieder einmal zum „tent of nations“, da wir gestern einen Anruf bekommen haben, dass Soldaten da waren. Ich habe von diesem Ort schon einmal berichtet, er liegt auf einem Hügel inmitten dreier Siedlungen. Als wir hinkommen, ist alles friedlich. Eine amerikanische Gruppe wird durch das Camp geführt, wir treffen 3 deutsche Freiwillige, zwei Mädchen, Abiturientinnen, die seit drei Monaten dort sind und einen jungen Mann, der ein soziales Jahr dort ableistet. Dihan, die Frau von Daoud Nasar erzählt, was sich zugetragen hat: Vor zwei Wochen waren morgens um 3 Uhr sechs Jeeps vorgefahren, die Soldaten hatten das Eingangstor zerstört und waren ins Camp gegangen, wo in den Zelten eine Jugendgruppe von meist 18-jährigen schlief. Die waren natürlich zu Tode erschrocken, als plötzlich die Soldaten auftauchten. Ihnen wurde bedeutet, sie hätten hier nichts zu suchen und die Besitzer hätten ebenfalls das Gelände zu verlassen „in naher Zukunft“. Dann zogen die Soldaten wieder ab. Eine Nachfrage ihres Anwalts in Gush Etzion, der israelischen offiziellen Anlaufstelle für Probleme der Palästinenser, die in einer nahegelegenen Siedlung installiert ist, ergab: Sie wüssten von nichts. Also nur eine Einschüchterung? Gestern nun kam wieder ein Jeep vorgefahren, drei Soldaten kletterten über den Zaun ins Camp und teilten den Bewohnern mit, sie hätten in den nächsten Tagen das Lager zu räumen. Auf die Frage, ob sie ein offizielles Schriftstück dabei hätten, gaben sie zur Antwort: das würden sie in den nächsten Tagen nachreichen. Die Einschätzung der Bewohner ist, dass es sich hierbei im Wesentlichen um leere Drohungen handelt, aber wissen kann man es natürlich nicht. Dann sahen die Soldaten das inzwischen reparierte Tor und fragten: Ach, haben Sie das repariert – was bedeutet, dass es wohl dieselben Soldaten waren wie zwei Wochen zuvor. Der Hauptgrund – so schätzen es die Bewohner ein – ist, dass von der nahegelegenen Siedlung



Eine schöne Vision: Israelis und Palästinenser beim gemeinsamen Tanz

Neve Daniel sehr gut zu sehen ist, wie ständig Gruppen und Einzelpersonen das Camp besuchen, und das ist den Siedlern wohl ein Dorn im Auge. Vor einem Jahr hat man eine neue Straße bauen wollen, die mitten über Grund und Boden führen sollte, der der Familie gehört. Mit Hilfe ihres Anwalts konnten die Bewohner die Straße verhindern, weil sie, wie ich schon berichtet habe, eine der wenigen Familien sind, die schriftliche Beweise über die Rechtmäßigkeit ihres Besitzes seit ottomanischer Zeit haben. Die Straße ist jetzt weiter entfernt gebaut.

Der deutsche Freiwillige erzählt, vor Tagen seien zwei Siedler aus Neve Daniel da gewesen, ein älteres Ehepaar, hätten sich freundlich nach der Arbeit erkundigt und sogar kleine Geschenke mitgebracht! Das gibt es also auch – wobei so skeptisch, wie man schon geworden ist, der erste Gedanke ist: Na, die wollten wohl spionieren?

Freitagsdemonstration in Al Masara

Es ist, wie schon einmal beschrieben, nur eine kleine Gruppe, die da jeden Freitag antritt, um gegen die Besatzung zu demonstrieren. Während wir da vor dem Stacheldrahtverhau stehen vor den Soldaten, die von den Kindern mit Taschenspiegeln geblendet und von den Jugendlichen mit Palästina-Fahnen berührt werden,



Protest-Nachwuchs auf Tuchfühlung mit israelischen Soldaten

erscheint in unserem Rücken ein Militärjeep, aus dem ein Soldat steigt, der beginnt, alle Teilnehmer zu fotografieren. Alles dreht sich um und läuft nun zu dem Jeep, der nicht wie die übrigen Militärfahrzeuge hinter dem Stacheldraht steht, sondern „zugänglich“ ist. Die Soldaten springen heraus und stellen sich um das Fahrzeug. Sofort kommt eine enorme Spannung auf – eine Weile steht man sich so konfrontativ gegenüber. Glücklicherweise hindern die Erwachsenen die Kinder daran, irgendwelche Dummheiten anzustellen, wozu diese gern und jederzeit bereit wären – sie haben noch gar kein Gefühl für die Situation,

die jederzeit in Gewalt umschlagen kann. Eine alte Frau hat sich inzwischen am Zaun langsam erst auf den Stacheldraht gestellt und ist dann ganz hinübergegangen – die Soldaten lassen es zu und so wandert sie mit zwei kleinen Kindern und einer Fahne in Richtung ihres Feldes. Als ein junger Mann das gleiche versucht, wird er sofort verhaftet und erst nach langen Verhandlungen nach einer Stunde wieder freigelassen.

Immer wieder gab es Zusammenstöße mit der Armee, wenn die Leute sich auf die Straße gesetzt haben und weggeschleift wurden. Früher sind sie zum Demonstrieren auf die Hauptstraße gegangen; die aber ist die Verbindung in die nahe Siedlung und muss „natürlich“ geschützt werden. Deshalb blockiert die Armee jeden Freitag die Dorfstraße, sodass die Demonstration bereits im Ort enden muss.

Übrigens: Vor drei Wochen haben wir auf dem Acker eines Bauern aus diesem Dorf Olivenbäumchen gepflanzt, ich habe davon berichtet – inzwischen sind in einer nächtlichen Aktion etwa 30 Bäumchen von Unbekannten ausgerissen oder verbrannt worden – man hätte es sich ja fast denken können.

Nächtlicher Aufruhr in Yanoun

Im Dörfchen Yanoun: Wir wachen um halb eins in der Nacht auf – es sind Militärfahrzeuge draußen. Wir sehen mehrere Jeeps durch den Ort fahren – von unserem Standort hat man einen hervorragenden Blick über Dorf und nächsten Hügel, wo die nächste Siedlung liegt. Die Jeeps entfernen sich wieder und wir gehen wieder schlafen. Um halb drei klingelt das Telefon. Raschid, der Bürgermeister ist dran, die Soldaten stünden vor seinem Haus, wir sollten doch vor's Haus kommen und zuschauen. Anziehen, Weste an und hinaus! Es ist eisiger Wind. Drei Militärfahrzeuge stehen ganz nah bei unserem Haus, die Soldaten sind ausgestiegen und haben Raschid aus seinem Haus geholt. Sie gehen von Haus zu Haus, donnern mit ihren Stiefeln gegen die Türen, man kann das gut hören, und holen die Männer he-

raus, drei Männer kommen von entfernten Häusern – man hat sie über Telefon verständigt. Später erfahren wir: Die Soldaten haben Raschid gesagt: „In fünf Minuten müssen alle Männer zwischen 15 und 40 Jahren hier sein, sonst passiert was!“ Schließlich stehen 10 Männer neben den Jeeps und frieren. Als die Soldaten uns sehen, rufen sie: Geht 100 m zurück! Wir gehen 10 m zurück und bleiben stehen. Dann endloses Warten. Zuletzt besteigen die Soldaten ihre Fahrzeuge und verschwinden langsam hinter den Hügeln. Die Männer gehen heim. Raschid lädt uns ein, bei ihm eine Tasse Kaffee zu trinken, den seine Frau inzwischen gemacht hat. Wir gehen ins Haus, vorbei an den unruhig schlafenden Kindern und setzen uns. Er erzählt, ein Siedler sei mit den Soldaten gekommen und habe behauptet, ein Palästinenser sei hinauf geschlichen in die Nähe der Siedlung und habe

Unsere Nacht ist vorbei. Am nächsten Tag besuchen wir einige der Familien, die Menschen sind fatalistisch und gelassen – diese nächtlichen Besuche sind so häufig; aber zur Verständigung tragen sie sicher nicht bei.

27. Dezember 2009

Zu Gast in Talitha Kumi

Talitha Kumi ist die älteste und bekannteste Schule in der Region, sie liegt am Rand von Beit Jala auf dem Berg oberhalb Bethlehems. Es ist eine deutsche Missionsgründung aus dem 19. Jh. Mich empfängt Maurice Younan – ein fließend deutsch sprechender Palästinenser. Er lebt in Groß-Jerusalem – d. h. in dem eingemeindeten Bereich, in dem jetzt riesige Siedlungen gebaut werden. Er erzählt, dass speziell die



Schüler/innen aus Talitha Kumi erfahren Konflikte und Trennung hautnah: Die Schule liegt an der Grenze zu Israel.

eine Ziege stehlen wollen – nun „mussten“ sie natürlich den Verdächtigen suchen. Niemand glaubt die Geschichte, besonders, nachdem die Soldaten ja schon eine Stunde vorher im Ort gewesen sind. –

Christen aus Palästina abwandern, nicht weil sie verfolgt werden, sondern weil sie keine Perspektive sehen. Vor 1967 gab es 40 % Christen im Land, danach noch 15 %, jetzt sind es gerade noch 1.5 %! Von den Schülern, die das Abitur

machen, geht 1/3 ins Ausland zum Studium, nur die Hälfte von ihnen kommt zurück. Die, die hier studieren, sind in der Regel hinterher arbeitslos. Israel holt sich Spezialisten aus aller Herren Länder, nur aus Palästina wollen sie keine. 10 % der Kinder kommen aus der Umgebung jenseits der geplanten Mauer oder aus „Groß-Jerusalem“ – was aus denen wird, wenn die Mauer steht, wer weiß? Die Planung sieht vor, dass die Mauer direkt vor der Eingangstür der Schule gebaut werden soll. Nach der II. Intifada hat die israelische Armee schon einmal den Haupteingang der Schule gesperrt, daraufhin haben sie den Hintereingang vergrößert und benutzen ihn jetzt. Inzwischen dürfen sie (vorübergehend?) auch wieder den Haupteingang benutzen. Das Hauptproblem der Schule ist Traumatisierung der Kinder: Maurice meint, eigentlich seien alle, die hier leben, traumatisiert, denn das Leben sei ein einziges Trauma.

Wenn er nach Deutschland fährt, um von der Schule zu erzählen, merkt er es umso mehr, wie ihn die plötzlich andere Situation entlastet. Er berichtet eindrücklich von den täglichen kleinen Schikanen am Checkpoint. So war er gestern am Metalldetektor plötzlich zwischen den beiden Drehkreuzen gelandet und niemand öffnete eines; im Kontrollraum war auch niemand und so stand er da und konnte weder vor noch zurück. Irgendwann kam auf dem Laufsteg über ihm ein Polizist vorbei, den rief er an und der veranlasste, dass das Drehkreuz wieder geöffnet wurde. „Solche Dinge passieren jeden Tag. Wenn wir im Checkpoint sind, dann wollen wir nur eines – schnell wieder heraus; dann sind wir freundlich und höflich zu den Soldaten, um bloß keine Probleme zu bekommen. Aber in mir kocht es und das wird jedes Mal mehr.“

Für schwer traumatisierte Kinder gibt es eigene therapeutische Möglichkeiten, das ist wichtig, aber nicht ausreichend, denn natürlich ändert es nichts an der krankmachenden Situation. Besonders belastend ist, dass es sich nicht um ein einzelnes traumatisches Erlebnis handelt, wie

z. B. ein Tsunami, von dem man sich mit der Zeit distanzieren kann, sondern um ein dauerhaftes Problem, für das es auch in absehbarer Zeit keine Lösungen gibt und zusätzlich die Erkenntnis, dass die Eltern sie nicht schützen können.

Konferenz zur Traumabearbeitung

Ich nahm an der internationalen „Conference for Trauma counseling“ in Bethlehem teil und hörte dort einen Bericht über die Reaktion von Kindern auf Haus-Zerstörungen. Die Referentin unterscheidet drei Phasen – zunächst vor dem Ereignis: In dieser Zeit sind die Kinder in ständiger Erwartungsangst – die Geschichte über den Jungen mit seinen Spielsachen in der Schulmappe passt hierher. Das Haus ist kein Schutz und Sicherheits-Raum mehr. Dann das Erlebnis des Abrisses; ein kleines Mädchen berichtete: „Mein Großvater wurde geschlagen, meine Mutter weinte und mein Vater rauchte!“ – sie hat das Vertrauen in den Vater verloren: er hat sie nicht beschützt, er hat nichts getan, er hat nur da gestanden und geraucht! – an dieser Stelle fing die Übersetzerin an zu weinen.

Und schließlich danach: Werden Nachbarn in die Ruinen gehen und etwas wegnehmen? – das Gefühl der Entwurzelung, wo soll man hingehen?: „Die Schule (wo sie vorübergehend unterkommen) ist nicht mein zu Hause“ – eine Mutter machte einen Zaun um das Haus mit einer Tür und einem SCHLOSS! – das gab ein neues Gefühl von „Heim“. Andererseits die Hilfe und Unterstützung von Nachbarn, die als wohlthuend empfunden wird. Und dennoch glauben mehr als 70 % der Kinder an eine glücklichere Zukunft.

Die hilflosen Helfer

Die professionellen Helfer für die Traumatisierten in diesem Land sind in einer besonders schwierigen Situation, haben sie doch die gleichen Erlebnisse wie ihre Klienten – den Checkpoint, die Übergriffe der Armee, die Erniedrigungen – und in der Regel haben sie keinerlei Rückzugsraum für sich selber. So kommt es

häufig zu Vermeidungsstrategien – die Sozialarbeiter versuchen, tiefergehende Nachfragen bei ihren Klienten zu vermeiden, da die sonst unausweichlich auftretenden eigenen Sorgen und Ängste sie ablenken würden. Burnout-Probleme häufen sich.

Die große Mehrzahl hat selbst psychischen Stress am CP erlebt, ein Drittel mussten Erniedrigungen hinnehmen, meist in der Form, dass sie sich am CP in der Öffentlichkeit teilweise entkleiden mussten – überwiegend Männer, aber auch Frauen. Sie haben körperliche Gewalt

Zehntausende Häuser zerstört

Die Hausabrisse gehen unvermindert weiter – es gibt z. B. im Jerusalemer Etat einen Posten dafür, der („leider“) in diesem Jahr nicht ganz ausgeschöpft werden konnte. Seit 1967 sind definitiv 24 000 Häuser abgerissen worden – zum Teil mehrmals – die Zahl könnte auch bis zu 35 000 betragen, aber für die erste Zahl hat das Israelische Committee Against House Demolitions (ICAHN) Belege. 167 sind von ICAHD wieder aufgebaut worden, was allein zeigt, dass die Arbeit solcher NGO vom humanitären Ansatz aus gesehen ganz sinnlos ist, da sie



Siedler haben ein Haus in Sheik Jarrah besetzt, dessen palästinensische Bewohner zwangsgeräumt wurden.

erlebt, mussten stundenlang in der brütenden Sommersonne stehen und warten. Viele haben Auswanderungsgedanken, nahezu niemand ist bereit, diese Situation auf Dauer zu ertragen, 2/3 suchen einen anderen Job. Allerdings sind die allermeisten nicht bereit, in Workshops ihre Erfahrungen aufzuarbeiten, da sie nicht die Hoffnung haben, ihre Lage werde sich dadurch verbessern. Viele versuchen nur so zu arbeiten, dass sie keinen CP passieren müssen, denn sie erleben, dass sie sonst mit den Klienten unkonzentrierter, leichter abgelenkt und ungeduldiger agieren.

auch nicht annähernd eine Linderung für die Menschen bedeuten kann. Ihr Hauptaufgabe sehen sie deshalb auch viel mehr im Eintreten für einen gerechten Frieden, egal ob er eine Zweistaatenlösung bedeutet, einen Staat mit zwei Nationalitäten oder welche Lösung auch immer.

Die Geschichte der Familie Al Kurd

Ich besuche noch einmal Sheik Jarrah. Dies ist die Region in Jerusalem, in der vor 1948 eine jüdische Siedlung gewesen ist und seit 1952 palästinensische Familien leben. In der Nähe ist



Die palästinensische Familie Al Kurd wurde aus dem vorderen Teil ihres Hauses vertrieben. Dort leben jetzt Siedler und die Al Kurds im hinteren Teil.

das Grab von Simon dem Gerechten, zu dem orthodoxe Juden zum Gebet gehen. 28 Häuser in diesem Viertel sind von der Zwangsräumung bedroht. Siedler haben 2001 das erste Haus besetzt und im August 2009 wurde die erste palästinensische Familie aus ihrem Haus vertrieben, in das sofort Siedler einzogen. Im November ist die Al Kurd-Familie aus dem vorderen Anteil ihres Hauses durch Gerichtsbeschluss entfernt worden. Nun wird dieser Teil ebenfalls von Siedlern bewohnt – hinten wohnen immer noch die Eigentümer, die neben dem Haus ein Zelt errichtet haben. Als wir uns der betroffenen Straße nähern, sehen wir schon von weitem, dass die Straße von der Polizei mit einer doppelten Sperre abgeriegelt ist. Zwischen den beiden Sperrern kommen orthodoxe Juden vom Gebet an Simons Grab zurück. Die Sperrern sind wegen der Freitagsdemonstration errichtet worden, bei der israelische Friedensgruppen zusammen mit Palästinensern jede Woche gegen die Vertreibung der Bewohner protestieren.

Auf einem Schleichweg kommen wir hinunter auf die Straße und zu den Familien. Diese

abgeriegelte Straße mit den dadurch eingeschlossenen Menschen wirkt bedrückend. Nur das Auto der Siedler wird hineingelassen, sie waren einkaufen und laden nun vor dem besetzten Haus ihre Einkäufe für den Sabbat aus. Im Zelt angekommen gibt es Kaffee für uns, und die Mitglieder der Familie werden mir vorgestellt.

Es ist eine völlig absurde Situation. Kinder spielen auf der Straße Fußball – der Ball fliegt in den Vorgarten der Siedler, die sich weigern, ihn wieder herauszugeben. Einer der immer anwesenden israelischen Friedensaktivisten holt einen Polizisten herbei, dem es gelingt, den Ball wieder loszuweisen. Wie leben diese Menschen hier? Wie halten sie diesen Druck aus? Mir wird doch schon bei meinem kurzen Besuch ganz eng! Ob es die Siedler sind, die den Palästinensern ihren Wohnraum wegnehmen oder die Palästinenser, die täglich die „neuen Besitzer“ ihres Hauses vor Augen haben – wie kann man so leben, Wochen und Monate lang?

Während ich diesen Brief schreibe, erfahre ich, dass gestern Nacht vier Siedler in einem ande-

ren Haus dieser Straße eingebrochen sind und versucht haben, es zu besetzen und die dort wohnende Familie zu vertreiben – durch die Hilfe der Nachbarn und der alarmierten Polizei konnte das verhindert werden.

Die meisten Israelis sehen das Problem nicht, das auch für sie durch die andauernde „Landnahme“ entsteht, da für sie Sicherheit im Vordergrund aller Überlegungen steht – und nachdem Barak 1999 die Chance vertan hatte, eine Zwei-Staaten-Lösung zu erreichen, kam Sharon und bot seine „Lösung“ an, die mit Mauer und Sicherheitsversprechen einherging. Die „Araber“ interessieren die Israelis letztlich nicht, sie wollen in Ruhe leben. Da sie im Moment Ruhe haben, sind sie nicht an Änderung interessiert. Änderung kann für sie



Sheik Jarrah – Konfrontation statt Nachbarschaft

nur Verschlechterung bedeuten, so ist die gängige Meinung – sie sehen nicht, dass gerechter Frieden auch für sie eine Option sein könnte. Die Westbank ist für sie fremder als Thailand! Weil sie gelernt haben, die Araber seien der immerwährende Feind, erwarten sie keine irgendwie geartete Verhandlungslösung mit den Palästinensern. Es bleibt das immerwährende Einkreist-sein-Gefühl, das von der Regierung immer wieder beschworen wird (Netanjahu: „wir sind das am meisten bedrohte Land der Erde“).

Was die Soldaten angeht, sagt Jeff Halper von ICAHD, sind sie völlig andere Menschen, ob sie im Dienst sind, oder ob sie zum Wochenende Vater und Mutter in den Arm nehmen – das ist ein Eintauchen in eine ganz andere Welt. Wenn sie dann die Uniform wieder anziehen, sind sie wieder in der Blase von Kameradschaft-Gehorsam-Feindesland und agieren entsprechend. Wenn sie nach drei Jahren das Militär endlich hinter sich haben, bereisen sie die ganze Welt – immer in Gruppen, sie haben große Schwierigkeiten, sich auf die direkte Konfrontation mit der Außenwelt einzulassen.

3. Januar 2010

Al Khader – eingemauert, ausgegrenzt

Besuch in Al Khader, dem Nachbarort von Bethlehem. Unser Kontaktmann arbeitet in der Stadtverwaltung. Er hat früher in Israel arbeiten können, aber seit er 2005 für die Stadtverwaltung auf der Liste der Fatah kandidiert hat, steht er auf der schwarzen Liste. Wir erfahren, dass die Armee häufig in den Ort kommt; kommen sie nur mit einem Jeep, dann heißt das „Überwachung“, kommen sie mit sechs Jeeps und dem Gefangenentransporter, dann wissen die Leute: Es wird mal wieder jemand abgeholt. Sie kommen immer nachts, Begründungen werden nicht gegeben – es ist immer „Sicherheit“. Im letzten Monat wurden fünf Leute verhaftet, zwei davon in der letzten Woche. 60 Bewohner von Al Khader sind im Moment im Gefängnis – meist wegen Steinwürfen auf Soldaten. Es gibt natürlich auch andere Geschichten – so wurden zwei junge Leute von der PA verhaftet, nachdem sie Steine geworfen hatten, angeblich zum Schutz vor den Israelis. Nachdem man sie wieder entlassen hatte, wurden sie drei Tage später von den Israelis verhaftet ...

Über den Siedlungsstopp kann der Kontaktmann nicht einmal lachen – es arbeiten so viele Bauarbeiter aus Al Khader in den Siedlungen und sie alle gehen weiter täglich zur Arbeit! Ein

Freund hat ihm erzählt, wie in der letzten Nacht vor dem Stopp noch schnell Fundamente für 13 Häuser gelegt wurden, sodass sie jetzt noch reichlich Arbeit haben, denn DIE dürfen nun alle fertig gebaut werden.

Die Menschen sind daran gewöhnt, dass die Israelis tun, was sie wollen – schließlich ist es ein besetztes Land. Vom Land, das zu Al Khader gehört, sind 7000 von 22.000 Dunum (1000 m²) bereits von Siedlungen konfisziert, insgesamt sind 20.000 Dunum jenseits der Mauer und dadurch bedroht. Für die Bauern ist es nicht verboten, ihr Land jenseits der Mauer zu bebauen, aber es ist häufig gefährlich – z. B. gleich jenseits, wo ein Außenposten der Siedler liegt. Es ist eine Mischung aus Fatalismus, Ratlosigkeit und Wut, die sie alle ausdrücken. Die Israelis mischen sich überall ein – egal in welcher Zone: ob sie (security!) verhindern, dass das Fußballstadion 45 m hohe Flutlichtmasten bekommt oder die Moschee ein mehr als 15 m hohes Minarett. Wasser bekommen sie ins Dorf übrigens in Tankwagen, denn es ist ihnen nicht erlaubt, einen Brunnen zu bauen.

Eine Lösungsvorstellung haben alle unsere Gesprächspartner nicht: Ein Staat oder Zwei-staatenlösung, nichts scheint realistisch. Auch der Gefangenaustausch, der im Moment im Gespräch ist, wird eher mit Achselzucken betrachtet. Was nützt es, wenn die Israelis 500 Gefangene freilassen und in den nächsten vier Wochen 1000 neue einsperren? Dazu muss man wissen, dass 10.000 Palästinenser in israelischen Gefängnissen sitzen. Die Zersplitterung innerhalb der palästinensischen Gesellschaft ist ein weiteres Hindernis für Fortschritte. Ismail sagt: Wenn die Religion Politik macht, wird es schwierig. Die PA sei machtlos, korrupt und habe kein Ansehen in der Bevölkerung. Und: Für die Israelis war Oslo eine gelungene politische Aktion, können sie doch nun immer sagen – Ihr habt die PA, wendet Euch an sie, nicht an uns! Und die PA? Sogar M. Abbas muss die Israelis um Erlaubnis bitten, wenn er reisen will.

Nächste Woche ist Gerichtstermin für die Bauern von Al Khader, die dagegen klagen, dass ihr Land konfisziert werden soll – Ismail glaubt: sie werden hinfahren, stundenlang warten und dann wird ihnen gesagt werden: Der Termin ist verschoben, kommt in drei Monaten wieder – das sei die übliche Art der Behörden, mit klagenden Palästinensern umzugehen. Wir treffen ihn in zwei Wochen ja noch einmal – ich fürchte, er wird recht behalten.

Palästinensische Israelis an der Uni

Wir treffen uns noch einmal mit Studenten der Hebrew Universität. Eine palästinensische Israelin berichtet: Sie sind nicht nur durch die Sprache benachteiligt, sondern auch dadurch, dass für Palästinenser strengere Maßstäbe angelegt würden als für jüdische Israelis. Meist bleiben die verschiedenen Gruppen unter sich und die Kontakte zu jüdischen Studenten sind gering, auch wenn sie selbst eine Reihe jüdische Freunde hat. Die Frage nach dem Verhältnis zu Palästinensern, die in der Westbank leben, ist schwierig – manche betrachten die in Israel Lebenden als „Verräter“, weil sie versuchen, sich mit den Verhältnissen zu arrangieren. Es gibt inzwischen sogar einzelne junge Palästinenser in Jerusalem, die ihre Namen hebräisieren, um bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu haben! Das stiftet extreme Identitätsprobleme, denn eigentlich wollen sie lieber Palästinenser bleiben und ihre Identität nicht aufgeben – und selbst wenn sie versuchen „Israelis zu sein“, hält man sie im Zweifelsfall für unsichere Kantonisten, die z. B. einen Aufstand in der Westbank unterstützen würden. Das berichtet ein jüdischer Student, der dann auch zwei Zitate von arabischen Knesset-Abgeordneten während des letzten Libanonkrieges erwähnt, in denen der Gegner unterstützt wird und die militärischen Misserfolge der Israelis gepriesen werden. Er sagt: „Ich habe nichts dagegen, wenn sie zur Beendigung des Krieges aufrufen, aber als Israeli kann ich nicht akzeptieren, wenn sie den Gegner unterstützen, der unsere Soldaten tötet“ – die Kritiker des Irak-Krieges in den USA

hätten schließlich auch nicht Sadam Hussein gelobt, sondern nur die eigene Regierung kritisiert, was legitim sei.

Das Trauma der Vergangenheit

Die Großeltern dieses jungen Mannes sind ungarische Juden, der Großvater war in Mauthausen, die Großmutter in einem deutschen Nonnenkloster versteckt. 1947 sind sie nach Israel gegangen, zuerst in einen Kibbutz. Dort haben sie beschlossen, nur noch hebräisch mit einander zu reden, auch wenn sie allein waren – was für ein Entschluss! Wie stark der Wille, die Vergangenheit hinter sich zu lassen und neu anzufangen, aber auch in der neuen Gesellschaft schnell dazuzugehören! Der Großvater hat zum ersten Mal zur Bar Mitzwa (entspricht der Konfirmation) seiner ersten Enkelin von dieser Zeit erzählt, indem er für sie seine Geschichte aufgeschrieben hat. – Solche Geschichten höre ich bei so vielen meiner israelischen Gesprächspartner. Wie tief und präsent ist das Trauma der Vergangenheit in dieser Gesellschaft!

Kholouds Geschichte

Wieder Besuch im AIDA-Camp in Bethlehem direkt an der Mauer. Kholoud berichtet über die Situation im Lager: Seit dem Mauerbau leiden die Menschen am meisten unter der Enge – kein Auslauf für die Kinder, keine Spielplätze, die Schule zu klein, sie haben immer das Gefühl eingesperrt zu sein. Sie selber ist hier geboren, ihre Großeltern sind 1948 aus der Nähe von Jerusalem geflohen. Sie hat mit 14 Jahren geheiratet – aus Liebe, wie sie betont, nicht weil die Familie sie gedrängt hätte – und dann drei Kinder geboren. Nach dem dritten Kind, mit 25, hat sie beschlossen, den Schulabschluss nachzuholen und anschließend Englisch studiert und mit sehr guten Noten abgeschlos-

sen. Nun macht sie an der Al Quds-Universität in Jerusalem ihren Master, unterrichtet nebenbei in einem Dorf Englisch und hat vor 1 ½ Jahren ihr viertes Kind bekommen – wie sie das unter einen Hut bekommt? Ihr Traum ist eine Art Bildungszentrum für Frauen, die dann ihr Wissen an ihre Kinder weitergeben können. Im Moment sagen die Eltern meist: Wir sind Analphabeten und können unseren Kindern nicht helfen. Das will sie ändern. Ihre letzte Semesterprüfung hat sie einen Tag vor der Geburt ihrer letzten Tochter gemacht. Diese Energie, sich und auch die eigenen Kinder zu bilden und ihnen eine Zukunft zu geben, beeindruckt mich immer wieder!

Besatzungspolitik gegen Schulbau

Khalet Sakariya ist ein kleiner Ort mit 350 verstreut lebenden Menschen, der von allen Seiten von Siedlungen umgeben ist. Die Leute



Ausbau verboten: Im Kindergarten wird es eng.

sehen direkt vor ihrer Nase in der Siedlung eine wunderschöne neue Schule mit Sport- und Spielplatz daneben. Ihnen selbst wird von den Behörden der Ausbau ihrer kleinen Schule verwehrt (Area C), sodass jeweils zwei Klassenjahrgänge in einem Raum unterrichtet werden müssen. Mit dem Kindergarten ist es genauso: Eine Familie hat zwei Räume dafür in ihrem eigenen Haus zu Verfügung gestellt – aber da der Sohn nun geheiratet hat, mussten sie einen



Abgerissenes palästinensisches Haus vor einer Siedlung

wieder abgeben und haben nun nur noch ein kleines Zimmerchen zur Verfügung. Kindergartenbesuch ist auf der anderen Seite verpflichtende Voraussetzung zum Schulbesuch, so ist es hier immer ganz voll und eng.

2007 gab es hier vier zwangsabgerissene Häuser und eine Zisterne wurde ebenfalls zerstört. USAid wollte gern für die Schule zwei ungenutzte alte Häuser, die so verschimmelt sind, dass man sie nicht bewohnen kann, herrichten – also nicht einmal etwas Neues bauen: verboten! Und da USAid nichts ohne schriftliche Erlaubnis der Israelis macht, um keine Schwierigkeiten zu bekommen, passiert gar nichts.

26 Schulen in der Westbank haben laut UNOCHA eine schriftliche Zusage internationaler Organisationen zur finanziellen Hilfe – in keiner kann gebaut werden, da die Israelis es verhindern. Das geht immer wieder so: Die Orte und die Organisationen stellen einen Antrag, nach 45 Tagen kommt eine Antwort von den Behörden (das ist gesetzlich vorgeschrieben), man werde die Sache prüfen – und dabei bleibt es. Die Israelis weigern sich, einen Bebauungsplan für die Area-C-Regionen aufzustellen, auf den

man sich berufen könnte. Ohne Plan gibt es aber keine Genehmigungen. Wenn die Palästinenser einen eigenen Plan einreichen, wird er abgelehnt. So bleibt alles in der Schwebe.

Die Rabbiner für Menschenrechte

Treffen mit Yeihil Greinimann von den „Rabbis for Human Rights“: Sie sind ca. 100 Rabbis – die Hälfte vom Reformflügel die anderen meist konservative, 10 % orthodoxe sind auch dabei, was verwundert, ist doch der Ansatz ihrer Arbeit nach Meinung unseres Referenten eher „links“ angesiedelt – aber solche Zuweisungen stimmen ja häufig nicht. Ihr Hauptarbeitsfeld ist der Zugang zum Land und dessen Nutzung, was den palästinensischen Bauern so häufig verwehrt wird. Da ist einerseits die Mauer, die so viel Land unzugänglich gemacht hat, andererseits die ständige Bedrohung durch die Siedler, besonders in der Pflanz- und Erntezeit. Er berichtet, dass das Zerstören von z. B. Olivenbäumen in der Thora als Sünde angesehen wird – wie die fanatischen Siedler mit ihren eigenen Handlungen ideologisch umgehen, kann er sich nicht erklären – in der Öffentlichkeit würden diese entweder als verwirrte Einzeltäter angesehen, oder man behauptete, die Palästinenser

wären selbst die Täter, die damit das Mitleid der internationalen Öffentlichkeit erregen wollten. Die Rabbis haben vor drei Jahren in mühevoller Arbeit ein Gesetz durchgesetzt, das die Armee verpflichtet, die Bauern während der Oliven-ernte zu beschützen! Das klappt in der Realität leider häufig dennoch nicht. Die politischen Bedingungen erschweren ihre Arbeit zusätzlich: Die der Hamas nahestehenden Dörfer verweigern die Zusammenarbeit bisweilen, weil sie israelische Rabbis sind, andere werden durch das israelische Militär erschreckt, das den Dörflern sagt: Die Rabbis sind Links-Extreme und wenn ihr mit denen kooperiert, machen wir euch das Leben noch schwerer. Und dann erzählt er noch, wie er selbst zu der Organisation gekommen ist: Er habe wahrgenommen, dass



Gespräch mit palästinensischen Bauern

das Wachhalten der Erinnerung an den Holocaust, das er beruflich lange Zeit ausgeübt hat, zu einer „Holocaust-Industrie“ geführt habe und zu einer Erziehung zum Nationalismus, was er für gefährlich hält und ablehnt. Ein Treffen von Rabbis mit der Familie eines getöteten palästinensischen Jungen in Bethlehem hat ihn dann endgültig in diese Organisation gebracht, die sich von einer eigentlich interreligiösen zu einer Menschenrechtsgruppe gewandelt hat.

Im Bus zurück nach Bethlehem spricht mich eine Frau an, sie ist Blumenverkäuferin in Jerusalem und geht jeden Morgen um 7 Uhr durch den CP. Sie hat mich schon oft an der Sperre ge-

sehen, sagt sie. Und dann: Ganz viele Leute hätten ihr gesagt, wenn wir da seien, sei es nicht so schlimm an den Kontrollen, das würden sie immer wieder spüren. Ob das nun Einbildung ist oder nicht, ist fast nebensächlich: Es zeigt, wie bedürftig die Menschen sind nach Trost und wie zumindest subjektiv unsere Anwesenheit für sie hilfreich ist. Das ist auch für uns Trost und Aufmunterung zugleich, denn die Arbeit am CP ist aufreibend und bedrückend genug!

10. Januar 2010

Palästinensische Fremdenführer

Gestern hatte ich ein Treffen mit einem Fremdenführer für Israel und Palästina, einem der 43 zugelassenen Palästinenser. Seine Lizenz bringt ihm neidische Blicke vieler israelischer Führer ein – die dürfen nämlich nicht nach Palästina, deshalb gibt es einen Antrag bei Gericht, Palästinensern im Gegenzug Führungen in Israel zu verbieten. Seine Gruppen sind meist Amerikaner, aber auch Brasilianer, da er portugiesisch spricht. Der Vorteil, Christ zu sein, zahlt sich hier ausnahmsweise aus – viele Gruppen wollen christliche Führer und da sind die Israelis nun einmal benachteiligt.

Politische Themen spricht unser Gesprächspartner an, wenn er den Eindruck hat, dass das in der Gruppe möglich ist – oft wird das explizit nicht gewünscht und er wird an der Grenze noch einmal ermahnt; „no politics!“, dann handelt es sich um Pilger, die nur die heiligen Stätten besuchen wollen. Manchmal gibt es auch speziell interessierte Gruppen, die er zum tent of nations führt, wo ich ihn getroffen habe, oder auch mit ICAHD (den Israelis gegen die Haus-Zerstörungen) oder den Rabbis for Human Rights zusammenführt. Immer wieder gibt es Erstaunen, wenn er erzählt, dass er palästinensischer Christ ist – sowohl bei den Israelis als auch bei den Gruppen: Palästinenser sind nun einmal Muslime! Am größten, erzählt er, war die Ignoranz eines Engländers, den er nach Beth-

lehem führte. Als der erfuhr, jetzt ginge es zur Geburtskirche, sagte er: also zur Moschee! Und war höchst erstaunt, dass es eine KIRCHE war, die zur Erinnerung an Christi Geburt gebaut wurde. Andererseits wurde er in Jerusalem an der Klagemauer sofort erkennungsdienstlich behandelt, da der Soldat beim Anblick seiner ID an eine Fälschung glaubte: Christliche Palästinenser – gibt es nicht!

Seine eigene Wahrnehmung ist aber ebenso immer wieder von Unkenntnis und Ängsten bestimmt: Einmal musste er eine Gruppe in einen Kibbuz in Israel führen (im Jahr 2008!); er wollte erst nicht, aber der Zeitplan der Gruppe ließ keine andere Lösung zu. Als er die Gruppe nach der Führung ziemlich verspannt und ängstlich wieder in Empfang nahm, fragte ihn der lokale Führer, ob er Palästinenser sei und als er mit Ja antwortete, schüttelte er ihm freundlich die Hand – seitdem sind die beiden befreundet und unser Gesprächspartner hat gelernt, dass nicht alle Kibbuzniks Fanatiker sind. Auch bei seinen palästinensischen Freunden hat er großes Erstaunen mit dieser Geschichte hervorgerufen – sie können sich das kaum vorstellen. Seitdem sagt er: Jeder Palästinenser kennt doch mindestens einen freundlichen Israeli, und wir sind doch etwa gleich viele Menschen, das würde doch ein friedliches Nebeneinander erlauben?

Die Universität Bethlehem

Besuch in der Bethlehem-University, das ist eine katholische Institution, die seit 1973 existiert. Sie haben 3000 Studenten, die an fünf verschiedenen Fakultäten studieren können, u. a. Erziehung, Bio-Technologie, Hotelmanagement, Sprachen und Krankenpflege, meist bis zum BA. Masterprogramme gibt es nur zwei, die sehr begehrt sind. Theologie ist auch möglich. Die Studenten sind zu 2/3 Muslime, 1/3 Christen, 73 % sind Frauen. Die Lehrer umgekehrt: 2/3 Christen, 1/3 Muslime. Probleme gebe es praktisch keine zwischen den Religionen – als konservative Muslime versucht haben, den Schleier für die Frauen an der B.U. durchzusetzen, sind



Soldaten beobachten eine Demonstration.

sie gescheitert – obwohl die Muslime ja numerisch in der Mehrzahl sind.

Zusammenstöße mit dem israelischen Militär gibt es seit 2006 kaum, vorher muss es schrecklich gewesen sein. Die Studenten sind stolz auf ihre Uni, der Zusammenhalt ist besonders seit der ersten Intifada groß, als die Israelis die Uni für drei Jahre schlossen und die Palästinenser ihren Unterricht in Privatwohnungen, Hotels, Restaurants und sonst wohin verlegt haben. Das schließt zusammen. Bildung – das höre ich immer wieder, egal ob in Bethlehem oder in Jubbet ad Dhib, also in der Stadt oder im Dorf – Bildung ist die vornehmste Aufgabe für die Erwachsenen und das Pfand für die Zukunft, das sie ihren Kindern mitgeben wollen. Dennoch: Im jeweils letzten Semester spürt unser Begleiter, Father Jamal, wie die Depression um sich greift, weil die Studenten merken, dass sie der Arbeitslosigkeit entgegen gehen. Die meisten finden keinen Job und nur die Hoffnung auf eine bessere Zukunft hält sie aufrecht. Besser haben es die Studenten aus Jerusalem (20 % in der B.U.), da sie dort leichter Arbeit finden, während den Westbanklern der Weg nach Jerusalem verbaut ist.

Zusammenstöße

Demo in Al Masara. Ein Repräsentant der PA redet, es sind viel mehr Leute da als sonst, denn es ist Jahrestag der Fatah-Gründung. Die Menge steht am Stacheldraht wie immer, nur dass der Soldat, der oben auf dem Berg steht, mit seinem Gewehr immer wieder auf die Leute zielt – hat er da eine Kamera drin?? Die Leute haben Bilder mit gefangenen Angehörigen dabei, und auch zwei Poster von Arafat und Sadam Hussein! – das ist nun gar nicht mein Fall.

Und als eigentlich alles schon vorbei ist, passiert es: Mehrere Jugendliche werfen Steine in Richtung der Soldaten, die sofort mit Tränengas antworten. Alles rennt davon, das Gas beißt in die Augen und Kehle. Dann kommen die Militärfahrzeuge den Berg hinaufgefahren, am Dorfeingang springen die Soldaten heraus und feuern noch einmal eine Ladung Tränengas in Richtung der Fliehenden. Wir bleiben einfach stehen, da unser Taxi verschwunden ist. Dann drehen die Militärs ab und fahren zurück – und richtig: Unser Taxifahrer erscheint wieder auf der Bildfläche – er hatte sich in die Garage eines nahegelegenen Hauses geflüchtet. Auf der Rückfahrt sind wir immer noch ganz beeindruckt von der schnellen Entwicklung einer gefährlichen Situation!

Demonstration in Sheik Jarrah in Jerusalem. Die Polizei sperrt die Straße nicht für den Verkehr, die Demonstranten drängen sich auf dem Bürgersteig, dadurch gibt es immer wieder Stauungen und bedrohliche Engpässe. Ich sehe eine ganze Reihe Bekannte: Studenten von unserem Treffen in der Uni, unsere Führerin von ICAHD, das ist zwar einerseits sowas wie „familiär“, andererseits aber gar nicht so gut – zeigt es doch, wie klein die Schar der Engagierten in Wirklichkeit ist! Immerhin sind heute über 300 Leute da, vor zwei Wochen waren sie nur 100, vor einer

Woche nach den Massenverhaftungen schon doppelt so viel und heute noch einmal mehr. Drei junge Leute werden im Verlauf der Demo verhaftet und abtransportiert, weil sie sich nicht an das Verbot der Polizei halten, die Straße zu betreten. Sonst bleibt es heute ruhig.

Demonstration in Al Waladja, einem Ort direkt an der Stadtgrenze von „Groß-Jerusalem“, dem durch die Mauer ein Großteil seines Ackerlandes weggenommen wird. Die Teilnehmer sind meist Israelis, junge und alte, leider nur wenige Palästinenser – auch keiner unserer lokalen Kontakte! Es dauert eine ganze Weile, bis sich der Zug in Bewegung setzt, den Berg hinunter in Richtung auf die noch nicht fertige Mauer und die Straße, an der man einen israelischen Militärposten sehen kann. Ich spreche mit einem Mann, Mitglied von „combatants for peace“ aus Tel Aviv, der, als er erfährt, dass ich Deutscher bin, sofort auf den Holocaust kommt und genauso wie frühere israelische Gesprächs-



Ein „Combatant for Peace“ (l.). Rabbi Yehil Greinmann spricht auf der Demo mit der Bibel in der Hand.



partner sagt: Es ist nicht richtig, wenn sich die Deutschen hinter ihren Schuldgefühlen verstecken – das, was wir tun mit den Palästinensern, ist ebenso mit Schuld beladen. Der Holocaust wird von unseren Politikern instrumentalisiert zur Rechtfertigung unseres Unrechts.



Neben den vielen Checkpoints gibt es im Westjordanland zusätzlich mobile Militärkontrollen.

Am Endpunkt der Demo angekommen gibt es Reden auf Hebräisch und Arabisch mit jeweiliger (leider nicht englischen) Übersetzung. Zuletzt spricht Yehil Greinimann von den Rabbis for Human Rights, den wir in Jerusalem kennengelernt haben, die Bibel in der Hand.

Unterwegs bei Nablus müssen wir an einem fliegenden Checkpoint anhalten, der kontrollierende Soldat will die ID der Männer sehen, fragt mich, woher aus Deutschland ich denn käme, er ist freundlich – dann nimmt er die beiden palästinensischen ID und sagt: Die sind sicher gefälscht! Unser Fahrer muss seinen Namen und Geburtsdatum sagen, der Soldat grinst dabei, es ist wie ein Spiel – aber wie leicht kann das umschlagen! Dann lässt er uns weiterfahren und wünscht uns einen guten Tag.

CP Bethlehem. Neben den üblichen Schrecklichkeiten, die wir ja kennen, passierte heute folgendes: Ein Mann verlor sein Permit, der Wind blies es über den ganzen Parkplatz, bis er es wieder eingefangen hatte. Aber damit nicht genug – der nächstgelegene Security griff ihn und scheuchte ihn aus dem CP durch die Buseinfahrt hinaus und zurück zum Beginn der Schlange, wo

er doch schon eine Stunde oder mehr gewartet hatte! Es wäre ein Leichtes gewesen, ihn weitergehen zu lassen zum Metalldetektor ...

16. Januar 2010

Abschied aus Bethlehem

Liebe Freundinnen und Freunde!

Hier kommt mein letzter Brief aus Bethlehem, morgen fahre ich zurück nach Deutschland. Ich denke, es ist unvermeidlich, dass sich nach drei Monaten im Lande im Stillen so ein Gefühl aufdrängt, wie: „Ein wenig muss es sich doch geändert haben, was hier im Lande vor sich geht, wo wir doch so viel dafür getan haben“ – welch ein Irrtum! Der Monatsbericht November/Dezember des alternativen Informationszentrums Jerusalem über Siedler-Übergriffe berichtet allein über 20 Vorfälle von Gewalt gegen Palästinenser und keiner wurde polizeilich verfolgt, kein einziger. Und das Neue Jahr hat auch nicht besser angefangen. Unser Team in Yanoun hat berichtet, dass in der letzten Woche in Burin 20 Oliven- und Feigenbäume zerstört wurden und nur wenige Tage später Militär und Polizei die

palästinensische Siedlung Khirbet Tana geräumt und die Häuser der Menschen abgerissen hat, weil die Armee die Gegend als Trainingsgelände beansprucht.

Weiter gehen jeden Samstag in Hebron die Siedler mit sogenannten Führungen unter starkem Militärschutz durch die Altstadt, um ihren Besitzanspruch zu untermauern, und spucken auch schon mal die palästinensischen Ladenbesitzerinnen an. In der Umgebung von Hebron sind unsere Leute Zeuge gewesen, wie die Armee anscheinend auf Bitten von Siedlern Ställe und Werkräume in einem Dorf zerstört hat, ja es hat manchmal sogar den Anschein, als würde unsere Anwesenheit zu verstärkten Repressionen besonders durch Siedler führen.

Gideon Levy, der kluge Kommentator von Haaretz, wird nicht müde, die Gewalttätigkeit der Siedler, die Gesetzlosigkeit in der Westbank und die völlige Straflosigkeit ihrer Taten zu benennen, aber ändern tut sich nichts. Die Menschen sagen übereinstimmend, es sei in den letzten zwei Jahren ruhiger geworden, aber was für eine Ruhe ist das? Die Selbstmord-Attentate haben zum Glück praktisch aufgehört – aber was hat sich für die Menschen gebessert? Die Überwachung ist perfektioniert, die Rechtlosigkeit ist geblieben. Allen ist klar, dass auf längere Sicht es nicht so bleiben wird.



Siegessicherer Siedler in Hebron



Siedler demonstrieren bei „Führungen“ in Hebron ihren Besitzanspruch.

Hass kann den Hass nicht vertreiben – nur die Liebe ist dazu fähig

„The ultimate weakness of violence is that it is a descending spiral, begetting the very thing it seeks to destroy. Instead of diminishing evil, it multiplies it. Through violence you may murder the liar, but you cannot murder the lie, nor establish the truth. Through violence you murder the hater, but you do not murder hate. In fact, violence merely increases hate... Returning violence for violence multiplies violence, adding deeper darkness to a night already devoid of stars. Darkness cannot drive out darkness; only light can do that. Hate cannot drive out hate: Only love can do that.“

- Martin Luther King, Jr. -

Dies Zitat habe ich aus einem Brief einer unserer englischen EAPPI-Freiwilligen übernommen; besser kann man wohl die Problematik für Palästina und Israel nicht beschreiben.

Das Kairos-Palästina-Dokument

Die Christen in Palästina haben im Dezember 2009 ein Dokument veröffentlicht, mit dem sie auf die Lage in Palästina aufmerksam machen wollen und von dem sie hoffen, mehr Unterstützung aus den Mitgliedsländern der Ökumene aber auch innerhalb der palästinensischen Gesellschaft zu bekommen. Es heißt KAIROS – also übersetzt etwa „der richtige Augenblick“ und ist einem ähnlichen Dokument aus Südafrika zu Zeiten der Apartheid nachempfunden.



Veröffentlichung des KAIROS-Dokuments

Die Zeremonie fand in Bethlehem statt und ich konnte dabei sein. Ein konkreter Antrag in diesem Papier ruft zum Warenboykott gegen Israel auf. Die Autoren sind der Meinung, dass politische Aktion notwendig ist, wollen andererseits verhindern, dass es wieder zur Gewalt wie während der Intifada kommt.

Ich habe berichtet, was die Menschen in diesem Land erleben: eingeengt in ihrer Bewegungsfreiheit, beraubt ihres Landes, behindert in den Möglichkeiten zu bauen, zu lernen, ihren Kindern eine Zukunft zu geben; sie haben gewaltfreie und gewalttätige Aktionen probiert, um zu ihrem Recht zu kommen – was bleibt ihnen heute zu tun übrig?

Wir haben hier „gelernt“, dass für Palästinenser Steine werfen gegen Soldaten oder Militärfahrzeuge nicht als Gewalt gilt – die Soldaten seien so gut geschützt und ihre Antwort sei immer unverhältnismäßig – auch wenn uns

das an die unselige Diskussion aus den 60-er Jahren über Gewalt gegen Sachen und Gewalt gegen Personen erinnert. Für uns Deutsche ist ein Warenboykott natürlich mit einem großen Problem behaftet: „Kauft nicht beim Juden“ ist noch zu gut in unserem Gedächtnis. So gibt es Überlegungen, den Boykott als nächsten Schritt auf Waren aus den Siedlungen zu konzentrieren, denn durch sie wird die Okkupation der Westbank direkt unterstützt. In England hat die Regierung im Dezember eine Kennzeichnungspflicht für Waren aus den Siedlungen in den besetzten Gebieten beschlossen. Und hier im „Heiligen“ Land? Es gibt Gruppen, die den Boykott unterstützen, wie BADIL, die palästinensische Organisation, die sich um die Rechte der Flüchtlinge kümmert. Sie sagen: Ja, Boykott bis zum Erreichen von drei Zielen: Ende der Okkupation, gleiche Rechte für alle Bürger Israels – also auch die Palästinenser, Rechte der Flüchtlinge (also Rückkehr oder Kompensation).

Andere sind skeptisch: Waren aus den Siedlungen sind häufig billiger als aus Palästina – in Husan, erzählte man uns, verkaufen die Siedler ihre Waren zu Niedrigpreisen und verdrängen die Einheimischen vom Markt. Werden die Menschen hier einen Boykott selbst durchhalten? Auch in der israelischen Friedensbewegung ist der Boykott umstritten – einige unterstützen ihn konsequent als Weg, die internationale Öffentlichkeit mit der Situation zu konfrontieren und damit Druck auf Israel auszuüben. Sie glauben, wie z. B. Jeff Halper von ICAHD, nicht an die Chance, von innen eine Änderung der israelischen Politik zu erreichen. Andere, wie Uri Avneri, lehnen ihn ab mit der Begründung, er werde die Wagenburgmentalität der Israelis weiter verstärken, die sich sowieso von der ganzen Welt verlassen sehen, und dann unvorhersehbare Reaktionen hervorrufen. Das ist also eine Frage, der auch wir uns stellen werden müssen, die wir ein Interesse an Frieden in diesem geplagten Land haben.

Friedensarbeit von „trauernden Eltern“

Vorgestern haben wir zwei Mitglieder des israelisch-palästinensischen „Parents-Circle“ getroffen, das sind über 500 Familien, die in dem langen Konflikt Angehörige verloren haben und dennoch die Hand ausstrecken zu Gespräch und Versöhnung. Rami, der Israeli, hat seine 14-jährige Tochter durch ein Selbstmordattentat verloren, Masin der Palästinenser, seinen Vater durch die Armee auf dem Heimweg vom Einkaufen während der 2. Intifada. Die beiden haben allein im letzten Jahr über 1000 Veranstaltungen bestritten, in denen sie ihre Geschichte erzählt und für Frieden geworben haben. Rami sagt: „Wir sind die einzige Friedensorganisation, die nicht neue Mitglieder haben möchte!“ Sie verhehlen ihre politischen Differenzen zu keiner Zeit, aber dennoch beharren sie auf der Wirksamkeit von Gespräch und haben ihre Hoffnung auf ein Miteinander statt Gegeneinander nicht aufgegeben.



Sozialarbeiter Nasser setzt sich gegen Gewalt ein.



Versöhnungsbereit: Eltern, die im Konflikt ihre Kinder verloren haben

Wir gehen noch einmal nach Husan, um Nasser, den Sozialarbeiter zu treffen. Sein besonderes Augenmerk gilt den Kindern, die im Gefängnis waren. Sie haben kein Verhältnis zur Gewalt, sie sind gewalttätig gegen Schulkameraden, Lehrer; vorgestern haben zwei 13-jährige(!) sich eine Messerstecherei geliefert, einer wurde gefährlich verletzt! Sie kommen an Drogen und Alkohol, was wird aus ihnen werden? Und dann

berichtet er über die „Folgen“ unseres letzten Besuches bei der Mutter des gefangenen 15-jährigen Jungen: der Vater, der bei unserem Besuch nicht anwesend war, fragte ihn einen Tag danach: „was haben die Ausländer mit meiner Frau gemacht?“ Sie sei so angerührt und erleichtert gewesen durch unsere Anteilnahme und unser Interesse an ihrer Situation, das habe er sehr gespürt – auch wenn objektiv sich für sie nichts geändert habe.

Das ist ein Geschenk für uns und tröstet uns über unser so häufiges Gefühl, nicht wirklich nützlich sein zu können. Und so wird es ein Abschied, bei dem alle gerührt sind und wir die Nähe zu den Menschen ebenso spüren wie die Verzweiflung, aber auch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Herzliche Grüße aus Bethlehem
Euer Andreas Grüneisen



Dr. Andreas Grüneisen (3. v. l.)
mit EAPPI-Team in Bethlehem



Demonstration am Checkpoint.

Das Ökumenische Begleitprogramm in Palästina und Israel (EAPPI)

Das Ökumenische Begleitprogramm in Palästina und Israel (EAPPI) unterstützt lokale und internationale Anstrengungen zur Beendigung der israelischen Besetzung und will zu einer Lösung des israelisch-palästinensischen Konflikts durch einen gerechten Frieden, gestützt auf das Völkerrecht und die einschlägigen UN-Resolutionen, beitragen. Auftrag von EAPPI ist es, Palästinenser und Israelis bei ihren gewaltlosen Aktionen zu begleiten und gemeinsame Anstrengungen zur Beendigung der Besetzung zu unternehmen. Die Teilnehmer und Teilnehmerinnen des Programms beobachten die Lage und melden Verstöße gegen die Menschenrechte und das humanitäre Völkerrecht. Sie unterstützen Aktionen gewaltlosen Widerstands an der Seite lokaler christlicher und muslimischer Palästinenser und israelischer Friedensaktivisten, gewähren Schutz durch ihre gewaltlose Anwesenheit, setzen sich für politische Veränderungen ein und üben ganz allgemein Solidarität mit den Kirchen und allen, die sich gegen die Besetzung wenden.

Grundsätze

EAPPI stützt sich auf die Grundsätze des humanitären Völkerrechts und auf die Menschenrechtsgesetzgebung, einschließlich der Resolutionen des UN-Sicherheitsrates, der

UN-Generalversammlung und der UN-Menschenrechtskommission. Eines der wichtigsten Prinzipien von EAPPI ist die grundsätzliche Unparteilichkeit. Der EAPPI-Verhaltenskodex bekräftigt Folgendes: Wir ergreifen in diesem Konflikt für keine Seite Partei und diskriminieren niemanden. Wir sind aber nicht neutral, wenn es um die Einhaltung der Menschenrechtsgrundsätze und der Prinzipien des humanitären Völkerrechts geht. Wir stehen den Armen, Unterdrückten und Ausgegrenzten solidarisch zur Seite. Wir wollen alle Parteien in diesem Konflikt auf faire, unvoreingenommene Weise in Wort und Tat unterstützen.

Unser Ansatz stützt sich einerseits auf die Überzeugung, dass die Besetzung nicht nur den Palästinensern, sondern auch den Israelis schadet, andererseits auf unsere Besorgnis über das Leid, das beide Völker, Palästinenser und Israelis, erfahren. Jeder einzelne von diesem Konflikt betroffene Mensch, sei er nun Täter oder Opfer von Gewalt und Menschenrechtsverletzungen, ist für uns menschlich. Über das Programm bringen wir jedoch unsere Solidarität mit Menschen auf beiden Seiten des Konflikts zum Ausdruck, die auf gewaltlosem Weg danach streben, die Besetzung zu beenden und einen gerechten Frieden zu erreichen.

Zielsetzungen

Auftrag des Programms ist es, Palästinenser und Israelis in ihren gewaltlosen Aktionen und gemeinsamen Anstrengungen zur Beendigung der Besetzung zu begleiten. Im Einzelnen sollen die Teilnehmer und Teilnehmerinnen des Programms:

- am Alltag der palästinensischen und israelischen Zivilgesellschaft, der Kirchen und christlichen Gemeinden teilhaben;
- in Gemeinden, an Orten oder bei Ereignissen, die ungeschützt sind, sichtbar präsent sein, z. B. in der Nähe von israelischen Siedlungen, der Mauer/des Zauns, Schulen und Häusern, Feldern und Obstplantagen;
- ein offenes Ohr für die örtliche Bevölkerung und ihre Erfahrungen haben, dem täglichen Leid der Menschen unter der Besetzung eine Stimme geben und in Berichten sowie auf öffentlichen Veranstaltungen von diesen Erfahrungen sprechen;
- das Verhalten der israelischen Soldaten beobachten (z. B. an Kontrollpunkten und anderen Sperrern, bei Demonstrationen und anderen militärischen Einsätzen) und die zuständigen Organisationen und Behörden benachrichtigen, um ein Eingreifen zu erwirken;
- auf gewaltlose Art und Weise Kontakte zu Menschenrechtsverletzern herstellen;
- aus erster Hand qualitativ anspruchsvolle, schriftliche Dokumente, Augenzeugenberichte und Analysen verfassen;
- Verstöße gegen die Menschenrechte und gegen das internationale Völkerrecht, die von ökumenischen Begleitpersonen miterlebt und dokumentiert worden sind, melden und diese Berichte dazu verwenden, Regierungen und internationale Gremien zu informieren und sie zum Handeln zu drängen;
- Kontakte zu den lokalen, nationalen und internationalen Medien knüpfen;
- sich an der internationalen Fürsprache- und Netzwerkarbeit beteiligen, die die Menschenrechtssituation in Palästina thematisiert.



EAPPI-Freiwilliger aus Kanada

Sind Sie an einem EAPPI-Freiwilligendienst interessiert?

Informationen zu den Bewerbungsvoraussetzungen und Bedingungen für eine Teilnahme an dem Ökumenischen Begleitprogramm in Palästina und Israel finden Sie unter <http://www.eappi.org/de/mitmachen/oekumenische-begleitperson-werden/deutschland.html>

Das Berliner Missionswerk ist eine aussendende Organisation des EAPPI.

Kontakt:

Dr. Almut Nothnagle,
Tel.: (030) 243 44 – 196,
a.nothnagle@bmw.ekbo.de

Möchten Sie das EAPPI-Programm beim Berliner Missionswerk unterstützen?

Mit Ihrer Spende fördern Sie das Berliner Missionswerk bei der Aussendung von Freiwilligen und bei der Öffentlichkeitsarbeit.

Spendenkonto des Jerusalemvereins im Berliner Missionswerk 777 820 | BLZ 210 602 37 | EDG Kiel | Projektnr. 4614

Berliner Missionswerk

der Evangelischen Kirche
Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz
und der Evangelischen Landeskirche Anhalts

Georgenkirchstraße 70

10249 Berlin

Telefon: (030) 243 44-123

Fax: (030) 243 44-124

bmw@berliner-missionswerk.de

www.berliner-missionswerk.de

